



Leseprobe

George R.R. Martin
**Wild Cards - Die Hexe
von Jokertown**
Roman

»Spannung pur! Selten habe ich es erlebt,
dass eine Reihe mit jedem Band
spannender wurde.« *Phantastik-couch.de*

Bestellen Sie mit einem Klick für 15,00 €



Seiten: 816

Erscheinungstermin: 21. Oktober 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Brutal, skrupellos, pure Action – Urban Fantasy von George R.R. Martin ist einfach cool.

»Wild Cards« ist die spektakuläre Superhelden-Reihe des »Game of Thrones«-Erfinders, in der sich Asse und Joker bekriegen: Die kaltblütige Hexe Baba Yaga zwingt Joker an illegalen Käfigkämpfen in Kasachstan teilzunehmen. Doch ihr Plan ist noch teuflischer: Die Kämpfer müssen sterben, damit der Hexe ein Monster aus einer anderen Dimension gewogen bleibt. Aus New York wird ein Team an Assen zur Ermittlung ausgesandt. Einer nach den anderen fällt der Hexe zum Opfer – bis ein einziger bleibt, um die Welt zu retten.



Autor

George R.R. Martin

George Raymond Richard Martin wurde 1948 in New Jersey geboren. Sein Bestseller-Epos »Das Lied von Eis und Feuer« wurde als die vielfach ausgezeichnete Fernsehserie »Game of Thrones« verfilmt. 2022 folgt der HBO-Blockbuster »House of the Dragon«, welcher auf dem Werk »Feuer und Blut« basiert. George R.R. Martin wurde u.a. sechsmal der Hugo Award, zweimal der Nebula Award, dreimal der World Fantasy Award (u.a. für sein Lebenswerk und besondere Verdienste um die Fantasy) und fünfzehnmal der Locus Award verliehen. 2013 errang er den ersten Platz beim Deutschen Phantastik Preis

George R. R. Martin (Hrsg.)

Wild Cards

Die Hexe von Jokertown

GEORGE R. R. MARTIN

In Zusammenarbeit mit
Melinda M. Snodgrass

präsentiert

WILD CARDS Die Hexe von Jokertown

Geschrieben von
David Anthony Durham | Stephen Leigh |
John Jos. Miller | Melinda M. Snodgrass |
Caroline Spector | Ian Tregillis

Deutsch von Simon Weinert

GRRM
BY
penhaligon

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»High Stakes« bei Tor Books, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2016 by George R. R. Martin
and the Wild Cards Trust

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019
by Penhaligon in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Catherine Beck

Umschlaggestaltung und -illustration:

© Max Meinzold, München, unter Verwendung eines Motivs
von Ahturner/Shutterstock.com

BL · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3222-2

www.penthaligon.de

*Für Ty Franck,
für all die Schrecken,
und Jayné Franck,
für Jugendstilwunder*

Montag

Barbara Baden – das Ass Babel – starrte durchs offene Fenster. Oben floss die Milchstraße als herrlicher vielfarbiger Strom im Bogen über den Nachthimmel – bestäubt mit einer Vielzahl von Sternen, die Barbara seit Ewigkeiten nicht mehr gesehen hatte. In New York City konnte man von Glück sagen, wenn man am von Stadtlichtern und Smog verseuchten Himmel auch nur so prominente Konstellationen wie den Orion ausmachen konnte. Hier in Peru, auf dem Machu Picchu, mitten im Gebirge mit seiner dünnen Luft und fern jeglicher Stadtbeleuchtung, tobten sich die Sterne in all ihrer Pracht aus. Unten, an den steilen Hängen, lag eine neue Stadt, eine Zeltstadt. Viele Zelte leuchteten von innen, und alle glänzten im silbernen Licht des Halbmonds, der über die Hänge des Huayna Picchu kroch, des Gipfels, in dessen Schatten die Inkaruinen lagen.

In den Zelten hausten einige der Komitee-Asse: Earth Witch, Buggy, Tinker, Llama, Brave Hawk und Toad Man. Und auch UNO-Soldaten. Klaus und Barbara jedoch hatten – wie auch UNO-Generalsekretär Jayewardene – richtige Zimmer in einem der wiederaufgebauten Häuser weit oben am Hang für sich requiriert. Das war einer der Vorteile, wenn man das Kommando hatte.

»Schön hier, nicht wahr?«, hörte sie Klaus – für beinahe alle anderen hier oben war er Lohengrin – hinter sich sagen, und seine Arme legten sich um sie. Sie ließ es zu und

lehnte sich an ihn. Als er den Kopf neigte, spürte sie seine Augenklappe über ihren Schädel schaben, und sie betrachtete seine Arme. Seine Haut war trocken, und auf seinen Handrücken bildeten sich schon feine Fältchen. Sie waren nun beide schon weit über dreißig, und in der Ferne blitzte schon die gefürchtete Vierzig auf. Vor acht Jahren, als sie Klaus kennengelernt hatte, war ihr dieser Gedanke völlig unmöglich erschienen. Doch auch ihre Hände, die auf denen von Klaus lagen, sahen nicht mehr so jung aus wie früher, und sie hatte Mühe, ihr Gewicht zu halten. Gelegentlich zeigten sich unter ihren kurzen braunen Haaren auch ein paar graue Exemplare. Sie hatte den Kampf gegen die Falten um die Augen bereits aufgegeben. »Man kann verstehen, wieso die Inkas diesen Ort zu ihrer Hauptstadt machen wollten. Und war es nicht gut von mir, dass ich das organisiert habe?«

»Du meinst ›wir‹, oder?«, fragte sie und spürte sein Lachen mehr, als dass sie es hörte.

»Klar. Wir.«

Das Komitee war in Peru eingeschritten, als absehbar geworden war, dass hochkochende innere Streitereien zu Todesopfern führen würden. Gegenüber standen sich zum einen die Rebellen des Neuen Leuchtenden Pfads, die für die Rückkehr zu den Strukturen des Inkareichs und den Sturz der peruanischen Regierung und der sie am Leben haltenden militärischen Seilschaften eintraten. Angeführt wurden die Rebellen von Assen: Lorra (besser bekannt als Cocomama) und Curare, einem froschhaften Jokerass, dessen Haut und Zunge Gift absonderten.

An der Spitze der peruanischen Regierung saß Präsidentin Keiko Fujimori, die Tochter des ehemaligen Präsidenten Alberto Fujimori. Als angeblich demokratisch gewähltes Staatsoberhaupt erhielt sie Unterstützung der Staatschefs anderer südamerikanischer Staaten, vor allem von jenen

Präsidenten, die selbst Aufstände und Putschversuche zu fürchten hatten. Hinter der peruanischen Regierung stand freilich der Militärapparat, eine gut ausgerüstete Armee mit Waffen, die vielleicht nicht ganz auf der Höhe der Zeit waren, aber dennoch Massenvernichtungen verursachen konnten. Präsidentin Fujimori hatte in ihren letzten Reden deutlich gemacht, dass sie entschlossen war, diese einzusetzen, sollte sie dazu gezwungen sein.

Die UNO-Truppen mit Jayewardene an der Spitze waren vor zwei Wochen eingetroffen, als in der Nähe des Machu Picchu gerade die ersten ernsthaften Zusammenstöße stattgefunden hatten. Die Rotorblätter der UNO-Hubschrauber hatten das Laub rings um die Lichtung aufgewirbelt und alles Grün zu einem fieberhaften Tanz angepeitscht. Unten sah man das schmaler werdende Niemandsland zwischen der peruanischen Kompanie und den Rebellen-truppen. Tinkers bewaffnete Drohnen schwebten bereits bedrohlich jaulend über den verfeindeten Linien und wurden beschossen.

Ehe der erste Hubschrauber landete, setzte Babel ihre Wild Card ein. Ihre Fähigkeit, gesprochene Sprache unverständlich zu machen, hatte auf beiden Seiten für Verwirrung und Panik gesorgt, was man an der unkoordinierten Reaktion auf die Ankunft der UNO-Truppen erkannte. Armeen waren nicht kampffähig, wenn die Befehle der Kommandeure unverständlich waren, wenn Offiziere sie nicht weiterleiten und Sergeanten sie nicht an ihre Mannschaften weitergeben konnten. Denn dann wusste niemand, was er tun oder wohin es gehen sollte. Selbst Funksprüche schienen nur noch in einer unverständlichen Unsinnssprache zu erfolgen. Die Verwirrung wurde noch größer, da die UNO-Truppen und ihre Komitee-Asse dieses Problem anscheinend nicht hatten und ihre Aktionen wirkungsvoll koordinieren konnten. Das Geschwader von acht Hubschraubern – zwei

UH-1Y Venoms, in denen die Komitee-Asse saßen, und sechs riesige, zweimotorige Transporthubschrauber des Typs MG-47G Chinook – rauschten in leichter Schräglage heran wie bedrohlich dröhnende Raubvögel. Der Venom »Super Hueys« spie Maschinengewehrfeuer aus und pflügte damit den Boden zwischen den beiden aufeinander zustrebenden Heeren um. Eine Kugel traf eine von Tinkers Drohnen, die in ihre herabregnenden Plastik- und Drahteinzelteile zerfiel. Babel beobachtete das Ganze durchs Cockpitfenster, während Tinker hinter ihr laut fluchte. Der Hubschrauber machte eine schwindelerregende Kehre und landete.

Mit schimmernder Phantomrüstung sprang Lohengrin aus dem Komitee-Helikopter. Bedrohlich schwang er sein Schwert, und sowohl die peruanischen Soldaten als auch die Rebellen wichen vor dem Rotorenwind und den Blauhelmen, die aus den Hubschraubern strömten, zurück. Die Komitee-Asse, die Lohengrin und Barbara zugeteilt waren, folgten ihm, während Tinkers verbliebene Drohnen herabschwirrten und die Rw entlangsausten. Unter den beiden verfeindeten Heeren erbebte die Erde, als Earth Witch innerhalb von Sekunden zwischen ihnen einen breiten Graben aushob und die feuchte, dunkle Erde zu beiden Seiten aufhäufte. Llama, ein in Südamerika bekanntes und beliebtes Ass, trat rechts neben Lohengrin. Zur Warnung spuckte er aus, und der schmierige Speichel flog zehn Meter weit, bevor er nah der peruanischen Frontlinie landete. Hinter Llama erschien Buford Calhoun und verwandelte sich in Toad Man. Wie eine groteske Peitsche flitzte seine Zunge heraus – und bei dem Anblick wichen die Rebellen, die dem Hubschrauber am nächsten waren, hastig zurück, denn das erinnerte sie auf beunruhigende Weise an ihren eigenen Curare. Tom Diedrich – Brave Hawk – segelte furchteinflößend über den anderen Assen und schlug mit den Flügeln. Und ganz hinten stand, als kristallen glitzernde Bedrohung, Glassteel.

Und hinter den Assen nahmen die beiden Kompanien Blauhelme Aufstellung, die Waffen im Anschlag.

Als die Hubschrauber aufgetaucht waren, waren bereits erste Schüsse zwischen den Kontrahenten gefallen, doch jetzt war jegliches Feuer eingestellt worden. Babel stieg als Letzte aus dem Helikopter, da drehten sich die Rotoren schon langsamer. Sie nahm das Mikrofon, das ihr einer der Blauhelme reichte, und sprach. Ihre Stimme dröhnte aus den Lautsprechern der Hubschrauber, und ihre Worte waren nun für alle Anwesenden zu verstehen, egal welche Sprache sie sprachen.

»Diese Schlacht ist zu Ende«, sagte sie. »Ihr legt nun alle eure Waffen nieder. Wenn ihr weitermacht, hat das schlimme Konsequenzen für euch.«

Der Kampf endete mit minimalen Verlusten auf beiden Seiten, und angesichts der Macht, die die Asse und die UNO-Truppen repräsentierten, brachte Jayewardene die beiden Seiten rasch an den Verhandlungstisch, auch wenn es zu sporadischen Zusammenstößen mit widerspenstigen Rebellen oder Soldaten kam, die aber alle durch das Einschreiten von Assen schnell beigelegt wurden. Jayewardene moderierte die Gespräche, doch waren es Babel und Lohengrin, die Jayewardene jeden Abend Ratschläge gaben, was er sagen sollte, um welche Zugeständnisse er bitten sollte und wo Kompromisse möglich waren und wo nicht. Im Verlauf der nächsten Wochen brachten sie die Bevollmächtigten Fujimoris und die Anhänger des Neuen Leuchtenden Pfads einander näher.

Das Flattern eines Falters holte Babel in die Gegenwart zurück. Das Insekt, das sich auf den Vorhang am offenen Fenster setzte, war schön: eine dunkle Erscheinung, locker so groß wie Lohengrins Hände. Auf seinen Flügeln prangten vielfarbige Wirbel, die aussahen wie riesige glotzende Augen. Natürlich wusste sie, was der Falter war und was er repräsentierte: Bei der Einsatzbesprechung hatte man

sie über den rätselhaften Schwarzen Boten informiert, dessen Körper sich nur in einem Schwarm dieser Falter manifestieren konnte, und der hörte und sah, was die einzelnen Individuen des Schwarms sahen und hörten. Sein vorausschauender Geist lenkte die Rebellen, auch wenn er sich selbst nie als Anführer des Neuen Leuchtenden Pfads bezeichnete und sich nicht an den Kämpfen beteiligte.

Babel bedachte den Falter mit einem kurzen, schiefen Lächeln. Sie griff den Vorhang, worauf er wegflog. Babel schloss und verriegelte das Fenster. Noch einmal lehnte sie sich mit dem Rücken gegen Lohengrin. Als er die Hände auf ihre Brüste legte, ließ sie es geschehen und wandte sich um, damit sie sich anschauen konnten. Sie sah ihm ins Gesicht.

»Nicht hier«, sagte sie. »Zu viele Augen – verschiedenster Art – und Kameras mit langen Linsen.«

Klaus grinste sie an und berührte seine Augenklappe. »Ich habe nur ein Auge, und das ist auf dich gerichtet.«

Sie zeigte ihm ein halbherziges, trauriges Lächeln. »Wir müssen morgen früh raus, weißt du? Und es ist schon spät.«

»Heißt das, dass wir den Abend nicht verlängern können, meine Liebe? Morgen geht es doch nur um Äußerlichkeiten. Und was die voyeuristische Falterplage angeht: Wir ziehen einfach alle Vorhänge zu.«

»Du bist unmöglich.«

»Nichts ist unmöglich. Wenn du mich fragst.«

»Solange wir zusammenarbeiten, meinst du?«, fragte sie, und er schnaubte amüsiert.

»Dann eben, solange wir zusammenarbeiten«, knurrte er.

Sie nahm seine Hand, erwiderte sein Lächeln und führte ihn zum Bett.

Der Mond stand bereits hoch über dem Huayna Picchu, als sie endlich einschliefen.



Marcus Morgan schlängelte sich aus der Scheune. Normalerweise bewegte er sich geschmeidig und kraftvoll, angetrieben von Schlangemuskeln, die an der Hüfte ansetzten und sechs Meter weit bis an die Spitze seines leuchtend bunt geringelten Schwanzes reichten. Mit seinem Schlangenunterleib und dem Oberkörper eines muskulösen, jungen Afroamerikaners machte er eine beeindruckende Figur.

Aber jetzt fühlte er sich nicht beeindruckend. Bei jeder Bewegung versuchte er, ein schmerzhaftes Keuchen zu unterdrücken, konnte es aber nicht. Angeschossen zu werden, war scheiße. Er war verletzt. Krass verletzt. Jetzt war ihm das klar, auch wenn er es im Durcheinander der Arena oder in der Euphorie der Flucht nicht begriffen hatte. Er wusste nicht, ob er jetzt noch zum Kämpfen taugen würde, wenn er es müsste. Die Tobsucht, die in der Arena von ihm Besitz ergriffen hatte, war verflogen. Er hoffte, dass er das Kämpfen hinter sich gelassen hatte. Erst mal musste er überleben und nach Hause gelangen. Das wäre schwierig genug.

Beim Anblick der unscheinbaren Gebäude im trüben, flackernden Straßenlicht dachte er: *Sieh dir das an. Ich, angeschossen, gestrandet in Kasach-weiß-der-Teufel-wo-das-ist ...*

Er wandte sich um, als eine junge Frau aus der Zuflucht kroch. Sie schwankte auf ihren Pfennigabsätzen, doch wie alles, was sie tat, sah auch das verdammt sexy aus. Schon als sie zum ersten Mal in seine Zelle in Baba Yagas Jokergladiatorenlager geschlüpft war, hatte Marcus sich in sie verknallt. Sie hatte ausgesehen, als käme sie direkt aus der *Vogue*. Zu vollkommen, um wahr zu sein. Mit ihren hellblauen Augen und dem kurzen schwarzen Haar, das ihn an einen weiblichen Filmstar aus den 1920ern erinnerte, die er einmal auf einer Postkarte gesehen hatte. Ihr Alter einzuschätzen, war nicht leicht, doch alles an ihr hatte den Glanz reiner Schönheit und Jugend.

Und ich bin mit ihr zusammen, dachte er. Er konnte es noch immer nicht ganz glauben.

»Dafür bin ich falsch angezogen«, sagte Olena mit ihrem ukrainischen Akzent. Es war eine Untertreibung. Sie trug noch immer die Kleider, die sie in Baba Yagas Casino gebraucht hatte, nämlich als Lustmädchen, mit dem siegreiche Jokergladiatoren belohnt wurden wie mit einer exotischen Extraration Fleisch. Das kurze rote Kleid schmiegte sich hauteng an ihre Rundungen. Es war so eng, dass Marcus die Kontur ihres Bauchs und das Relief ihres Schlüsselbeins sehen konnte. Er ließ den Blick nicht auf ihren Nippeln ruhen, obwohl er es wollte. Sie war umwerfend, aber für ihn war sie nicht einfach ein Stück Fleisch. Sie war mehr. Wenn sie überleben würde, würde er es ihr beweisen.

Eine Sache stimmte nicht mit ihrer Erscheinung. Es war die Glock, die sie sich unter den Gürtel geschoben hatte. Sie war flach an ihren Bauch gedrückt.

Vorhin hatte er sie gefragt: »Wo hast du eigentlich schießen gelernt?«

Sie hatte ihm knapp geantwortet: »Von meinem Vater.« Mehr hatte sie dazu nicht gesagt.

»Bist du fertig?«, fragte Marcus und schlängelte sich ein Stück weiter.

Sie holte zu ihm auf. »Ich denke immer noch, dass wir ...«

»Ich geh nicht ins Krankenhaus! Das sind lauter Leute aus dem Casino. Leute, die wegen mir dort sind.«

»Du hast das ja nicht allein verursacht«, grummelte sie.

»Du hast die Krankenwagen doch gesehen, als wir weg sind. Die Militärfahrzeuge. Bestimmt wimmelt es dort von Bullen.«

»Du bist angeschossen. Wenn Leute angeschossen werden, dann gehen sie ins Krankenhaus! Warum bist du denn so dickköpfig?«

»Ich bin Joker. Wenn ich nicht dickköpfig wäre, wäre

ich schon längst tot.« Marcus stockte, als ein schwarzer Geländewagen über die Kreuzung vor ihnen fuhr. Kurz darauf raste ein Polizeiauto mit Blaulicht vorbei, allerdings nicht mit Martinshorn. Im Weitergehen fragte Marcus: »Und was ist, wenn Baba Yaga dort ist? Dann wären wir beide am Arsch.«

»Die ist tot. Wer hat schon Angst vor der?«

Das hatten sie alles schon durchgekaut. Das Krankenhaus kam nicht in Frage, Talas kam nicht in Frage, solange Baba Yagas Schläger herumliefen und sie nicht wussten, wem sie trauen konnten, zumal er als schwarzer Schlangenjoker aus New York auffiel. Nicht nur das, die ganze Stadt schien unruhig zu sein. Während sie sich im Versteck ausgeruht hatten, war Marcus hin und wieder von Schüssen aufgeschreckt worden. Einmal flog sogar etwas in die Luft, so nah, dass Marcus die Erschütterung im Schwanz spürte, und so laut, dass man das Brausen der Flammen hörte. Irgendwann hatten Einsatzhörner ihre immer gleichlautende Botschaft hinausgeplärrt. Das taten sie noch immer. Schreie und hastige Schritte, Kampflärm, Hubschrauberflappen am Himmel. Er wusste nicht, was da überall geschah, aber sie mussten weg hier.

Olena sagte: »Horrorshow hättest du auch umbringen sollen.«

»Horrorshow?«

»Das ist nur einer seiner Namen. Dieser schreckliche Alte, der immer bei Baba Yaga war.« Sie stieß einen kehligen Laut aus, der Ekel und Furcht ausdrückte. »Einmal musste ich in seiner Nähe in der Loge sitzen.« Ihr schauderte, und sie schüttelte die Finger, als würde etwas Faules an ihnen kleben. »Mein Gott. Der ist widerwärtig. Er ist ... Ich weiß nicht, was Manche sagen, das Töten hätte ihm gefallen, dass er Spaß daran hatte und dass die Baba Yaga die Arena nur für ihn organisiert hat. Andere meinten, er wäre ein Ass, das

ihr dumm gekommen ist. Zur Strafe hat sie ihn so gemacht, dass er fortwährend leidet und alle es sehen. Ich weiß nicht, was stimmt. Es gab viele Gerüchte.«

Marcus dachte an den verunstalteten sabbernden Alten zurück, der an lauter Schläuchen und Atemgeräten hing. Er sagte: »Wer hat das alles über ihn gesagt?«

Olena ging ein Stück weiter, ohne zu antworten. Doch dann sagte sie knapp: »Wachen. Manchmal haben die endlos gelabert.«

Sogleich wünschte sich Marcus, er hätte die Frage nicht gestellt. Es brauchte nicht viel, damit ihm die schlimmsten Vorstellungen kamen. Wachen, die laberten und laberten, weil sie Olena für sich allein hatten, weil sie eine Hure war und sie ...

Er würgte den Gedanken ab und wechselte das Thema. »Wo gehen wir eigentlich hin?«

»Da lang.« Olena zeigte auf eine Lücke zwischen den Häusern. In der Ferne erhob sich ein schneebedeckter Gipfel wie ein Schatten vor dem rötlichen Himmel. »Zu dem Berg.«

»Weshalb dahin?«

Sie schob sich das kurze Haar aus dem Gesicht. »Kennst du einen besseren Berg? Wir gehen dorthin, weil er nicht in der Stadt ist. Wir sind es. Sobald wir ihn erreicht haben, sind wir es nicht mehr.«

»Deine Logik hat was.«

»Komm. Gehen wir.« Sie nahm ihn an der Hand.

Marcus glitt neben ihr her. Sein Schwanz war schwerfällig und tat weh. Die Schmerzen waren wie kantige Scherben. Er hoffte, dass sie anderen Leuten aus dem Weg gehen konnten, sich vorsichtig bewegten und unbemerkt blieben. Doch es brauchte nicht lange, bis er diese Hoffnung aufgab.

Nachdem sie ihren verborgenen Hinterhof einmal verlassen hatten, fanden sie sich in einer mit Leben erfüll-

ten Stadt voller Menschen und Autos wieder. Allerdings herrschte kein normaler Verkehr. Ein Fahrer heizte die Straße hinunter, kurvte wild herum und schnitt anderen den Weg ab. Ständig hupte er und schrie zu seinem Fenster hinaus. Als handelte es sich um ein Wettrennen, raste ein kleines, gedrungenes Auto den Bordstein hinauf und schoss heulend den Gehweg entlang. Marcus und Olena konnten ihm gerade noch so aus dem Weg springen.

»Was soll denn die Scheiße?«, fragte Marcus. »So eilig hat's ja wohl keiner zur Arbeit!«

Olena gab keine Antwort. Sie begab sich in den Strom Fußgänger. Sobald die Leute seinen riesigen Schlangenleib sahen, gingen sie ihm aus dem Weg. Sperrten die Mäuler auf und machten große Augen. Marcus wusste nicht, ob sie wegen seines Schwanzes oder wegen seiner Hautfarbe staunten. Wie auch immer, sie wichen aus.

Auch unter normalen Umständen wäre Marcus die Stadt sonderbar vorgekommen. Die Häuser waren niedrig und hässlich, und ihre Betonfassaden schienen der Abschreckung zu dienen. Auf den Straßen fuhren andere Automarken, die er nicht kannte und die alt aussahen und komische Karosserien hatten. Er hatte geglaubt, in New York alle nur erdenklichen Menschentypen – und Jokertypen – gesehen zu haben, aber solche Leute wie hier hatte er noch nie gesehen. Hellhäutig und schwarzhaarig, mit asiatischen Gesichtszügen, aber ganz anders als die Chinesen und Koreaner, die Marcus aus Jokertown kannte. In mancher Hinsicht waren ihre Kleider exotisch bunt, in anderer aber eintönig und unförmig, manchmal auch ganz normal. All das nahm er vage wahr, doch was ihn verwirrte, war das Chaos.

Ein alter Mann riss an der Leine seines alten Hundes, weil er das verängstigte Tier vom Fleck bringen wollte. Es weigerte sich, und der Mann fing an, mit seinem Gehstock auf den Hund einzudreschen. Ein paar junge Leute klet-

terten auf einen Laster, der hoch mit Möbeln und Haushaltswaren beladen war. Einer von ihnen schwang eine Axt über dem Kopf und rief Marcus barsch eine Drohung zu. An einer Straßenecke drehte sich ein Mädchen immer wieder im Kreis und rief nach jemandem. Ein Kerl lenkte sein Fahrrad einhändig im Slalom durch den Verkehr und balancierte dabei einen Flachbildfernseher auf der Schulter. In der Luft lag eine Panik, die alle erfasst zu haben schien. Das war offensichtlich, aber was sie verursacht hatte, vermochte Marcus nicht herauszufinden. Sie rannten auch nicht alle in eine Richtung, und er hatte nicht den Eindruck, als würde etwas anderes als sie selbst das Chaos verursachen.

Als er dem slalomfahrenden Fahrradfahrer hinterher sah, fiel Marcus eine andere Sonderbarkeit auf. »Wie kommt es, dass es hier keine Joker gibt?«

»In den Städten«, erwiderte Olena, die die Menschenmasse beobachtete, »sind sie nicht willkommen.«

Eine Mutter, die sich ihr schreiendes Baby an die Brust drückte und ein älteres Kind hinter sich herzerzte, stürmte an ihnen vorbei. Als das Kind Marcus erblickte, bekam es große Augen und fing an zu heulen. Olena fasste die Frau am Arm und redete hastig auf sie ein, doch Marcus verstand kein Wort Russisch. Die Frau wollte sich losreißen, doch Olena flehte sie an. Widerwillig antwortete ihr die Frau und sprach sogar noch schneller als Olena. Dann befreite sie ihren Arm mit einem Ruck und lief davon. Ihr Baby schrie noch lauter.

»Was hat sie gesagt?«, fragte Marcus.

»Das ergibt alles keinen Sinn«, sagte Olena. »Sie meint, dass die Polizei Leute umbringe. Dass Allah sich abgekehrt habe und ...«

Neben ihnen krachte ein Auto gegen eine Straßenlaterne. Der Kopf des Fahrers schlug gegen die Windschutzscheibe

und platzte auf. Der blutverschmierte Fahrer blieb bewusstlos.

»Meine Fresse!«, rief Marcus. »Was ist denn los?«

Olena sprach ihren Satz zu Ende: »... dass das eine Prüfung sei.« Sie sah Marcus zum ersten Mal an, seit sie in das Chaos eingetaucht waren. »Marcus, du siehst schrecklich aus. Du wirst immer blasser. Wusste gar nicht, dass du blass werden kannst, aber ... du hast zu viel Blut verloren!«

»Fang bloß nicht wieder mit dem Krankenhaus an.«

Sie atmete aus. »Wir müssen was finden, wo man dir hilft. Weg von hier. Und zwar schnell.« Sie sah sich um, die Lippen aufeinandergepresst. Da fiel ihr Blick auf einen Laster, der gerade auf die Straße eingebogen war. »Ich bin gleich wieder da.«

»Was? Wo gehst du hin?«, fragte Marcus.

Olena trat auf die Straße hinaus, zog die Glock aus dem Gürtel und ging auf den Laster zu.



Wie zum Teufel, fragte sich Detective Francis Xavier Black, war er in einem Aufzug im vierten Stock eines kasachischen Krankenhauses gelandet, wo er kalte Luft an seinem dünnen Hintern spürte, weil das Flügelhemd ihn nicht bedeckte?

Weil jemand dir eine Knarre ins Gesicht gehalten und gemeint hat, du sollst dem Geschrei nachgehen.

Der fragliche Jemand war einer der drei Rambos im Dienst der russischen Gangsterbossin Baba Yaga. Beim Wort »Gangsterboss« denkt man natürlich nicht unbedingt an eine schrumpelige Achtzigjährige mit unglaublich rotem Haar. Doch nach einem Blick in Baba Yagas kalte graue Augen hatte Franny keine Zweifel mehr bezüglich ihrer Rücksichtslosigkeit und Entschlossenheit. Sollte er nicht spüren, würde sie ihn von ihren Brutalos abknallen lassen.

Im Spiegel im Bad hatte Franny sich angeschaut. Seine Augen waren eher blutunterlaufen als blau, er hatte einen Zweitagebart, und seine Haare bildeten fettige Stacheln. Er hatte sich gefragt, wann man ihm eine Dusche gestatten würde, als ein Kerl, »groß wie eine Straßenlaterne und fast so breit wie ein Bierlaster«, ihn aus dem Zimmer gezerrt hatte. Der Umstand, dass der Gorilla einen Zweitausend-Dollar-Anzug trug, wurde von der Tatsache konterkariert, dass er eindeutig kein großer Fan von Duschen zu sein schien. Er schob seine Ausdünstungen wie eine Welle vor sich her, als sie durch den Gang gingen.

In Baba Yagas Zimmer befanden sich zwei weitere Rambos und ein sehr gut gekleideter Mann mit glattem, ausdruckslosem Gesicht, manikürten Fingernägeln, einer glitzernden Rolex am Handgelenk und gegeltem braunem Haar. Er hatte etwas an sich, was Franny an Otter denken ließ. Der eine der beiden Schläger hatte eine Glatze, die im Neonlicht glänzte. Der andere hatte einen großen Rubinohrring und einen dicken Schnauzer. Franny wollte schon sagen, *Hey, die Siebziger wollen ihren Schnauzer wieder zurück*, doch er ließ es sein, weil Baba Yaga ihm ihre toten Augen zuwandte und ihn höhnisch einen Helden nannte. Dann hatte das Schreien angefangen.

Baba Yagas Befehl war kurz und bündig gewesen. »Gehen Sie. Sehen Sie es sich an. Kommen Sie zurück, und sagen Sie mir, was Sie sehen.«

Franny hatte widersprechen wollen. »Schicken Sie doch einen Ihrer bescheuerten Gorillas.«

»Ich werde keinen meiner Leute aufs Spiel setzen, außerdem haben Sie das alles verursacht. Jetzt gehen Sie.«

»Wenn ich das verursacht habe, dann wissen Sie ja, was das ...«

Die Alte nicke dem Glatzkopf zu, und plötzlich blickte Franny in die Mündung einer SIG Sauer.

»Okay, das ist ein Argument.«

Franny hatte so lange gezaudert, bis sich die Aufzugtüren bereits wieder schlossen. Er streckte den Arm aus, um sie zu stoppen, und wurde dabei unsanft daran erinnert, dass er eine kürzlich genähte Schusswunde in der Seite hatte und eine weitere in der Schulter. Der Aufzug schien sich vor ihm aufzublähen. Er wusste, dass man ihn mit Schmerzmitteln vollgepumpt hatte, doch Medikamente allein konnten die schleichende Furcht nicht erklären, die ihm die Wirbelsäule hochkroch und seinen Bauch leer und flau zurückließ.

Aus dem Gang kam Rufen und Schluchzen. Franny humpelte aus dem Aufzug heraus, schlurfte mit seinen knisternden Pappantoffeln übers Linoleum. Zwei Sicherheitsleute gingen an ihm vorbei. Sie schleppten eine ältere Frau in Pflegerkleidung, die Unflätigkeiten ausstieß und ihnen die Gesichter zerkratzen wollte. Ihr Gesicht war zu einer wütenden Grimasse verzerrt, an den Lippen klebten ihr weiße Speicheltropfen, und ihre Jacke war auf der Vorderseite blutverschmiert.

Franny drückte sich gegen die Wand. Das Schreien brach nicht ab. Noch mehr Stimmen, Wutgeheul. »Scheiße«, flüsterte er.

Er wurde nicht mehr bewacht. Er hätte das Krankenhaus einfach verlassen und Hilfe suchen können. Doch die Absurdität dieses Gedankens wurde ihm rasch bewusst. Er sprach die Landessprache nicht, hatte kein Geld in der hiesigen Währung, keinen Ausweis, und er trug ein Flügelhemd. Wenn er sich so in New York begegnen würde, würde er sich selbst festnehmen.

Er zwang sich weiterzugehen. Auf die lauten Stimmen zu, das Zentrum des Aufruhrs. Der Druck auf seinen Schädel nahm zu, und es fühlte sich an, als würde ihm langsam etwas die Nervenbahnen entlangkriechen. Ein tiefes, bizar-

res Summen erfüllte die Luft. Wut auf Captain Mendelberg zu Hause in New York, die *verdammst noch mal nicht zugehört hatte und nie zuhörte, Scheiße, Mann, Gedanken an Abby, die ihn ständig abblitzen ließ, selbst wenn er sich den Arsch aufriss, um ihr zu helfen*. Sein Scheißpartner, der ihm diesen ganzen Mist auf dem Schreibtisch hatte liegen lassen und erst dann seine Hilfe angeboten hatte, als es zu spät war. Die anderen Polizisten von Fort Freak, von denen sich kein einziger zu einer verfuckten Gratulation herabgelassen hatte, als er zum Detective befördert worden war. Neidische Arschlöcher, alle miteinander ...

Was zum Teufel? Er schob die ungeordneten, wütenden Gedanken beiseite und versuchte, sich zu konzentrieren. Weshalb war er hierhergekommen? Ach ja. Er folgte weiter dem Gang und trat in ein Zimmer, in dem Ärzte panisch an einem Mann auf einer Liege herumdokterten, der einen weißen Arztkittel anhatte. In seinem linken Auge steckte ein Skalpell, sein Gesicht war voller Blut. Zwei Schwestern hielten sich gegenseitig umarmt und schluchzten. Jemand sagte etwas in einer Sprache, die er nicht verstand. Sicherheitsleute schienen die Anwesenden auszufragen.

Einige Infusionsständer standen um das Bett herum, und Schläuche führten von ihnen hinab zu ... Franny schreckte entsetzt zurück. Er hatte gedacht, seine Jahre in Jokertown hätten ihn auf alles vorbereitet, doch die Gestalt in dem Bett war mehr als grotesk. Arme und Beine waren verdreht und dürr wie ein Skelett, doch der Bauch war aufgebläht wie der einer Schwangeren kurz vor der Geburt. Er war so aufgedunsen, dass das Flügelhemd ihn nicht ganz bedeckte. Außerdem pulsierte er, ein Zittern lief über seine Haut, und als würde etwas durch seine Blutbahnen und Eingeweide schwimmen, schoben sich unter der Oberfläche langsam lilafarbene und leuchtend rote Flecken.

Das Ding hatte einen Mund, aber die Lippen waren verlängert und glichen dem Rüssel eines Moskitos oder Amei-

senbärs. Die gummiartigen Lippen machten Bewegungen wie ein blindes Baby, das die Brust der Mutter sucht. Aus Wangen und Hals traten graue, steinerne, rot geäderte Geschwülste hervor. Das nervtötende Summen, das sich anhörte wie Alufolie auf einer Goldzahnfüllung, kam aus diesem entstellten Mund. Unter den schrumpeligen Augenlidern blitzte es ganz schwach hervor, als wollte er aufwachen.

Der Geruch von Blut, Erbrochenem und Angstschweiß war stärker als der der Desinfektionsmittel und Bettpfannen. Franny prägte sich die Szene so gut wie möglich ein, bevor er rückwärts aus dem Zimmer taumelte. Er torkelte den Gang entlang. Dabei kam er an einem Pfleger vorbei, der an der Wand lehnte, den Hosenladen geöffnet hatte und seinen Schwanz in der Hand hielt. Er wichste kräftig, während er eine junge Krankenschwester betrachtete, die heulend in der Ecke stand.

Mit jedem Schritt, den Franny sich von dem Zimmer entfernte, nahm der Druck in seinem Kopf ab, und das unerträgliche Summen wurde weniger schlimm. Mit steigender Verzweiflung drückte er den Aufzugknopf. Schließlich ging er zum Treppenhaus. Wie sehr es auch schmerzen mochte, er musste hier weg. All seine Wut hatte sich aufgelöst. Doch die Furcht blieb.



Mollie Steunenberg, noch immer benebelt von dem Acht-Fantastillarden-Volt-Stromschlag, der sie an den Titten erwischt hatte, lümmelte auf dem Rücksitz eines Streifenwagens, während der Fahrer auf Französisch ins Funkgerät sprach. Sie verstand nicht, was er sagte, und sie verstand auch nicht, weshalb zum Donnerwetter die Bullen ihr einen Elektroschock verpasst hatten – sie hatten ihr einen verfick-

ten *Elektroschock* verpasst –, bloß weil sie ein paar beschissene Ohrringe hatte mitgehen lassen. War das überhaupt verboten? Sie hätte einen verdammten Herzinfarkt kriegen können. Außerdem hatten die Elektroden zwei kleine Löcher in ihre Bluse gerissen. Ausgerechnet direkt über ihren Möpsen, die jetzt wehtaten, als hätte sie jemand in Brand gesteckt. Verfickte Franzackenpolypen.

Oh, stimmt, fiel ihr ein, *Gendarmes*. So hießen die in Frankreich. Ffodor hatte ihr so Kram beigebracht. Deshalb wusste sie auch, dass die Straßenlaternen, deren Licht in den Regentropfen auf den Fenstern glitzerte, diejenigen der berühmten Champs-Élysées waren.

Er hatte ihr auch beigebracht, dass ein Schaufenstereintrich Sache von Haudraufs und Kleinkriminellen war. Und deshalb unter ihrer Würde. Aber sie war schneller als jeder Normalodieb, und sie war auch nirgends eingebrochen. Schließlich war sie die Letzte, die das nötig hatte. Also war es nicht ihre Schuld, dass sie erwischt worden war. Das würde sie Ffodor erklären: Was für ein dämliches Pech, dass ausgerechnet in dem Moment die Polente vorbeifuhr, als sie durch die Scheibe gegriffen hatte ...

Sie schüttelte den Kopf, um die Benommenheit und die unangenehmen Gedanken zu verscheuchen. Dann zerrte sie an den Handschellen. Die kalte, klirrende Metallkette drückte ihr in den Rücken. Sie hätte ein Interdimensionstor öffnen und abhauen können, aber dann wäre sie auf der anderen Seite mit der Geschwindigkeit des Polizeiautos herausgekommen. Und da sie kein Tor parat hatte, das direkt über einem riesigen Kissenberg lag, wäre das ziemlich scheiße.

Der Wagen erreichte einen Kreisverkehr, und als er sich von der Champs-Élysées verabschiedete, hing er ein wenig schräg in der Federung. Die Beschleunigung stieß Mollie von der Tür weg, und sie fiel um wie ein Sack Kartoffeln.

Dem Elektroschock hatte sie es zu verdanken, dass ihr Muskelapparat dem einer Qualle glich. Das Sitzpolster roch nach Schweißfüßen und altem Zigarettenrauch. Ihr flauer Magen machte einen Purzelbaum. Sie schmeckte Galle.

Mit einem Kuli oder einer Büroklammer hätte sie die Handschellen knacken können. Von Ffodor hatte sie alles Mögliche gele...

Konzentrier dich. Konzentrier dich. Wenn es ganz schlimm kam, steckten sie sie in eine Zelle, und dann würden sie ihr bestimmt die Handschellen abnehmen. Wenn es ganz schlimm kam, musste sie sich nur eine Weile gedulden. Und dann hieß es: *Au revoir, Froschfresser.*

Sie fuhren am Louvre vorbei, und jetzt verstand Mollie, weshalb den Bullen – *Gendarmes* – der Finger so locker am Taserabzug saß. Die Glaspypamide sowie große Teile der Gebäude ringsum steckten immer noch im Wiederaufbau, dabei wurden sie bereits vor Jahren von einem abgefahrenen Ass der alten Garde plattgemacht. Mollie kannte die genauen Umstände nicht. Zu der Zeit damals war sie damit beschäftigt gewesen, eine metrische Tonne verficktes Gold aus der Schatzkammer einer zentralafrikanischen Diktatur zu klauen. Und dabei hatte sie ihn kennengelernt, nämlich ...

Sie schüttelte erneut den Kopf, diesmal wütend. Denn bei der Gelegenheit hatte sie auch diesen spießigen Noel Matthews kennengelernt. Noel Matthews-kacke. Er hatte sie ausfindig gemacht nach ihrer kurzen Stippvisite im Fernsehen, mit der der ganze Ärger angefangen hatte. Nicht zuletzt wegen dieser Arschgeige Jake Butler, der geschummelt und sie aus der Show gekickt hatte. Aber auch weil sie durch *American Hero* mit diesem Hohlkopf Berman zusammengekommen war. Michael Grapschhand Berman. Michael Nadelschwanz Berman.

Eigentlich hätte sie inzwischen ein gutes Leben haben sollen, aber bisher war alles schiefgelaufen, weil wirklich

alle, mit denen sie es zu tun hatte, sich als hochgradige Arslöcher erwiesen.

Na ja, außer vielleicht einem.

Gelbes Halogenlicht und das silberne Glänzen des Vollmonds brachen sich kaleidoskopartig auf der regennassen Scheibe, als der Wagen wieder durch einen Kreisverkehr kurvte. Mollie beobachtete den Boden in der vagen Hoffnung, dass vielleicht ein Kuli, eine Büroklammer oder sonst ein nützlicher Gegenstand unter dem Sitz hervorrollen würde. Keine Würfel. Sie seufzte. Da sie wegen des Elektroschocks noch immer etwas zitterte, war es mit ihrer Feinmotorik ohnehin nicht weit her. Sie konnte weder das Schloss knacken noch die Kette zerbrechen.

Ffodor hatte beteuert, dass sie auch Tore im Innern von Gegenständen öffnen können müsste, denn es war dasselbe wie eine Öffnung in einer Wand oder in der Luft. Da hatten sie sich tatsächlich einmal beinahe gestritten. *Natürlich* war es etwas anderes. Luft war unsichtbar und bewegte sich. Als sie einmal versucht hatte, sich ein Tor im Innern eines Objekts vorzustellen, hatte sie das schlimmste Kopfweh ihres Lebens bekommen.

Die Handschellen klimperten. Der zweite Bulle, derjenige auf dem Beifahrersitz, Monsieur Erst-Elektroschocken-Dann-Niemals-Fragen-Stellen, warf ihr über die Schulter einen Blick zu. In diesem Blick lag nackte Enttäuschung: Sie hatten eine kleine, etwas pummelige zweiundzwanzigjährige Amerikanerin mit unnatürlich kupferroten Locken in blauer Jeans und Bluse aufgegriffen, die zu viele Sommersprossen hatte, um hübsch zu sein – und kein entlaufenes, hochgewachsenes, heroin-trendiges Pariser Supermodel mit langen Beinen im Teenageralter und einem Rock, der ihr gerade bis zum Schritt reichte.

Mollie erwiderte den Blick. »Supermodels sind Zicken und Kokser, wissen Sie?«

Er sagte etwas zu seinem Partner. Wenn man die Sprache nicht verstand, klang alles gehässig.

Der Wagen ging in eine Kurve, sodass ihr Gesicht wieder ins Polster gedrückt wurde. Wieder drehte sich ihr der Magen um, als ihr der Essensgestank in die Nase drang. Mollie schraubte sich in eine aufrechte Haltung hoch, um nicht kotzen zu müssen. Sie begnügte sich damit, die durchnässte Lichterstadt an sich vorbeiziehen zu sehen.

Der Wagen kam an einem Brunnen vorbei. Sie lächelte.

Schön, dachte sie. Dann eben auf die ganz entspannte Tour.

Obwohl ihr Gehirn von dem Taser noch ziemlich matschig war, fiel es ihr so leicht wie Atemholen. Beinahe ohne eine bewusste Willensanstrengung öffnete sie zwei Tore: eines über dem Armaturenbrett und ein viel größeres in dem Brunnenbecken.

Kaltes Wasser ergoss sich in das Auto, als hätte jemand einen Feuerwehrschauch durch die Lüftung gelegt. Die Froschfresser schimpften unisono – »Merde!« (selbst Mollie verstand das) –, während der Fahrer auf die Bremse trat. Sie schlitterten. Das Wasser reichte ihnen schon bis über die Knie und schwappte über die Kopfstützen. Mollie stieß mit der Stirn gegen die Trennscheibe aus Plexiglas. Dann machte sie die Augen zu und konzentrierte sich darauf, den Atem anzuhalten, um bewusstlos zu wirken.

Das Wasser rauschte weiter herein. Innerhalb von Sekunden reichte es bis über ihre Hüfte, doch dann sackte es ab, denn die beiden perplexen Polizisten sprangen aus dem Wagen. Mollie ließ die Tore geöffnet, sodass das Wasser, das aus dem Armaturenbrett schoss, durch die offenen Türen nach draußen schwappte. Trotzdem sammelte sich hinten noch genug, um die Ertrunkene mimen zu können.

Es war nicht leicht, nicht aus der Rolle zu fallen, während die Gendarmes sie aus dem Wagen zerzten wie einen Sack Kunstdünger. Ihre Lunge wollte platzen, als die Idioten end-

lich merkten, dass sie ihr erst die Handschellen abnehmen mussten, bevor sie eine Herz-Lungen-Reanimation durchführen konnten. Sobald die Handschellen geöffnet waren, gab Mollie ihr Schauspiel auf. Sie sprang auf, taumelte ein bisschen, weil ihr von dem Taser noch immer etwas schwindelig war, und hielt den Atem an.

»Danke, Schwachköpfe«, sagte sie.

Der Fahrer bellte sie an. Er klang nicht zufrieden. Sein Partner fummelte an dem Taser an seinem Gürtel herum.

»O ja«, sagte Mollie. »Probiert das gern noch einmal.« Doch diesmal würde er sie nicht überrumpeln.

Er zielte. Sie öffnete zwei weitere Löcher: eines direkt am Ende seiner Waffe, das andere ein paar Handbreit tiefer. In der Dunkelheit und mit all dem Wasser, das ihm von den Wimpern tropfte, fiel ihm das Schimmern nicht auf. Er drückte den Abzug, kreischte und brach auf der Stelle zusammen, ein zuckendes Bündel. Er hatte sich selbst in die Eier getasert.

Mollie schuf noch zwei weitere Tore. Dem anderen Polypen streckte sie zwei Stindefinger entgegen, bevor sie aus dem nassen, nächtlichen Paris in das geregelte Chaos des Shinjuku-Bahnhofs in Tokio sprang. Sie stieß mit einem japanischen Büroangestellten zusammen, dessen Nase in einem Manga mit einer drallen Comickarikatur von Curveball auf dem Titelbild steckte. Er schrie sie an. Sie öffnete unter ihm ein Tor und ließ den Perversling in einen stinkenden Kanal in Venedig plumpsen. Dann rannte sie durch die Menschenmenge, krallte sich dabei Geldbeutel und Brieftaschen und ließ überall wütende Pendler zurück. Ein Bahnsteigaufseher nahm die Verfolgung auf, doch sie setzte zum Sprung an und landete auf dem Sand der Cottesloe Beach bei Perth. Ihr Raubzug hatte ihr ungefähr neunundzwanzigtausend Yen eingebracht, also ein bisschen weniger als dreihundert Dollar. Nicht gerade toll, aber auch nicht

schlecht für zehn Sekunden Arbeit. Sie warf die Beutel und Taschen auf den Strand und trat einmal quer über den Kontinent in ein Sträßchen in Melbourne, in dem sich eine Wechselstube befand. Fünf Minuten nachdem sie in Paris an dem Brunnen vorbeigefahren war, entdeckte sie in einem Kaufhaus in Sydney einen passenden Ersatz für ihre Bluse. Sie war sogar schöner als die, die die Gendarmes kaputtgemacht hatten.



»Nun?«, wollte die Baba Yaga wissen, als Franny wieder in das Krankenhauszimmer trat. Sie war vielleicht alt und gebrechlich, aber ihre Stimme hatte noch immer einen barschen Befehlston.

Nach einem hörbaren Atemholen erzählte Franny kurz und bündig, als würde er Maseryk und Mendelberg auf der Wache Bericht erstatten.

»Hmmm, vielleicht sind Sie nicht ganz so dumm, wie ich dachte.«

Die Greisin wandte sich an den Otter und sagte etwas, das wie Russisch klang. Der Mann mit dem glatten Gesicht nahm ein unpassendes Abendkleid aus dem Schrank, half der Alten aus dem Bett und ins Bad. Ein paar Augenblicke später kamen sie wieder heraus. Baba Yaga war angezogen. Sie trug die dürftigen Krankenhauspantoffeln statt der Absatzschuhe, die Franny im Schrank stehen sah.

Zu fünft gingen sie zur Tür. Es konnte kein Zweifel bestehen, dass sie verduften wollten. Franny blieb stehen und dachte über das nach, was er in diesen Zweikampfvideos gesehen hatte. Über das unaussprechliche Grauen, das diese Frau, die eben hinausgegangen war, auf einfache Bürger losgelassen hatte.

»Ja, Scheiße, nein«, grummelte Franny und folgte ihnen.

Es tat weh, wenn er rannte, und er kam sich bescheuert vor, weil er sein Flügelhemd hinten zusammenhalten musste. Baba Yaga und ihre Gorillas waren am Haupteingang.

»He! Anhalten! Ihr seid verhaftet!« Die Leute im Foyer starrten ihn an. Eine Frau hinter einem großen Empfangsschalter stand auf und griff zum Telefon.

Baba Yaga beachtete ihn nicht. Franny pfiß auf alle Scham, drückte den Arm gegen seinen Verband und lief schneller. Auf dem Gehweg drängte sich eine Menschenmenge. Polizei, Baba Yaga und ihre Leute. Franny nahm an, dass sie einem Notruf gefolgt waren. Am Bordstein parkte ein Wagen.

Franny packte einen der Polizisten an der Schulter. »Sie müssen diese Frau aufhalten! Sie ist eine Verbrecherin. Eine Entführerin. Eine Mörderin!« Der Beamte runzelte die Stirn und stieß Frannys Hand von seiner Schulter. »Schauen Sie, ich bin auch Polizist!«

Die meisten Beamten waren ins Krankenhaus gegangen, nur ein paar waren noch draußen. Sie sahen fragend zu Baba Yaga hinüber, und Frannys Magen wurde schwer wie Blei. Er wusste zu gut, wie Begünstigung und Bestechung aussahen.

Einer der Polizisten sagte etwas. Es klang wie eine Frage. Der Otter beugte sich zu Baba Yaga herunter und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Dann antwortete er dem Polizisten, der seinen Gummiknüppel zückte.

»Ach, scheiße. Echt jetzt?«

Der Knüppel krachte auf seine Schulter. Franny warf sich herum, und der nächste Schlag traf ihn an der Seitenwunde. Sein ganzer Körper wurde von Schmerzen durchspült, und weiße Lichtblitze zuckten in seinen Augen.



Marcus konnte kaum fassen, dass Olena auf die Straße hinaustrat, um den Laster anzuhalten. Wäre er kräftig genug gewesen, hätte er sie aufgehalten. Doch das war er nicht, und deshalb konnte er nur zusehen.

Einen Moment lang war er überzeugt, dass der Laster sie überfahren würde. Und dann war er der Überzeugung, sie würde den Fahrer erschießen. Doch nichts dergleichen geschah. Stattdessen trat sie seitlich an den fahrenden Laster heran, stieg auf das seitliche Trittbrett und streckte die Pistole durchs Fenster hinein. Marcus hörte nicht, was sie sagte, doch die Knarre verlieh ihren Worten Überzeugungskraft. Der Wagen hielt an. Olena sprang herab. Der Fahrer stieg aus, während die Glock die ganze Zeit über auf ihn gerichtet war. Bei ihr sah das so einfach aus.

Sie hatte den Kopf gedreht, schnippte sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und sagte: »Ist wahrscheinlich besser, wenn ich fahre. Steig ein.«

Von der Ladefläche aus hatte er sie durch das offene Fenster zur Fahrerkabine gefragt, wer sie war. Ihre Antwort – »Ich bin ukrainisches Mädchen« – war nicht gerade eine Erklärung. Marcus beschlich der Verdacht, dass mehr in ihr steckte, als er gedacht hatte.

Es beschämte ihn, dass sie *ihn* aus der Stadt herausgebracht hatte, dass sie die Führung übernommen hatte. Doch war es keine tiefgehende Scham. Er war erleichtert, dass nicht alles an ihm lag. Und da die Sache noch nicht kompliziert genug war, schämte er sich auch wegen der Dinge, die er vor ihren Augen in der Arena getan hatte. Hässliche Dinge. Mörderische Dinge. Manches davon hatte er für sie getan, aber trotzdem ... Er mochte die Erinnerungen daran nicht. Er erkannte sich nicht in ihnen. Er sah lediglich ein Ungeheuer mit Blut an den Händen und Gift im Mund.

Angesichts dessen kam es ihm beinahe schon in Ordnung

vor, dass er halbtot auf der Ladefläche eines Lasters lag, den ein hübsches ukrainisches Mädchen für ihn gestohlen hatte. Jemandem lag etwas an ihm, und wenn das tatsächlich der Fall war, dann gab es immer noch ein bisschen Hoffnung. Wenn er doch bloß keine solchen Schmerzen hätte. Er blutete noch immer, und ihm war so schwindelig, dass er fast das Bewusstsein verlor ...

»Nicht schlafen, mein Held«, sagte Olena und weckte ihn wieder auf. »Wach bleiben, okay? Schlaf später.«

Marcus machte die Augen auf. Wieder sprang ihm die grelle Welt in die Augen. Unter ihnen fiel der Talboden in Richtung Talas ab, trocken und rau. Um sie herum erhoben sich die Vorberge, ein Kamm nach dem anderen, aufeinandergetürmt, immer höher und höher. Der Berg? Da war er, viele Meilen entfernt überragte er eine wüste, fremde Landschaft, wie er sie noch nie gesehen hatte.

Olena stand hinter dem Laster und hielt ihm einen Wasserkrug hin. Ein Stück weiter drückten sich ein Mann, eine Frau und mehrere kleine Kinder vor der Tür eines bescheidenen Hauses aneinander und starrten herüber. Zu ihren Füßen standen die Zigarettenkisten, die Olena gegen Kleider hatte eintauschen wollen. Anscheinend hatte sie erfolgreich gefeilscht.

Ihr aufreizendes Kleid hatte sie gegen eine herkömmliche Kluft getauscht. Ein bunte, aber formlose Jacke, einen Wollrock, der den Boden berührte, und einen Hut, unter dem ihr kurzes Haar vollständig verschwand. Er würde das kurze rote Kleid vermissen, und mit ihren engelsgleichen Gesichtszügen, den hohen Wangenknochen und blauen Augen ging sie nicht gerade als Einheimische durch. Aber von Weitem sah sie so aus. Ungefähr.

Als er nach dem Krug griff, versuchte er zu lächeln, um sich die Schmerzen nicht anmerken zu lassen. Die Anstrengung und dazu auch noch das Reden waren fast zu viel für

ihn. »Gefällt mir«, sagte er. »Sieht nicht ...« Er atmete aus und fragte sich, wo seine Puste geblieben war. »Wird dir nicht ganz gerecht, aber das ist vielleicht besser so.«

»Du meinst, dass ich jetzt nicht mehr schön bin«, sagte sie.

»Mein Gott, nein, das meine ich nicht«, sagte Marcus.

Sie bügelte ihn mit einer Kopfbewegung ab. »Egal, jetzt sind wir getarnt.«

Er wollte sie fragen, wie sie auf den Gedanken kam, dass man einen Schwarzen mit einem sechs Meter langen Schlangenschwanz einfach so tarnen könnte, zumal im hinterwäldlerischen Kasach-wie-auch-immer-das-hieß. Aber er tat es nicht. Er wollte sie nicht fragen. Er wusste nicht, wie er damit umgehen sollte, dass sie partout keine Missgeburt in ihm sehen wollte. Andererseits wollte er bestimmt nicht, dass sich das änderte. Er sagte: »Du siehst toll aus. Wie eine Einheimische.«

»Ich weiß jetzt, wohin wir gehen.« Sie deutete auf die glotzende Familie und winkte ihnen dann zu. »Sie haben mir von einem Dorf erzählt. Das ist gut für uns.«

Sie hievte einen großen Benzinkanister auf die Ladefläche und stieg dann wieder in die Fahrerkabine. Sie startete den Motor und setzte rückwärts auf die Straße hinaus, auf der sie aus der Stadt gekommen waren, einen langen, schmalen Asphaltstreifen voller Staub. Sie fuhren weiter in die Berge hinauf.

»Was ist an dem Ort so gut?«, fragte Marcus durchs Fenster.

»Das wirst du sehen«, sagte sie.



Barbara schlief unruhig. Ein Traum – vielmehr ein Albtraum – kehrte wieder, den sie in jüngeren Jahren schon ein paarmal geträumt hatte, der sie aber lange Zeit nicht mehr

belästigt hatte. Eine Erinnerung, die sich unweigerlich in einen Schrecken der Nacht verwandelte.

Sie war kaum zwölf, als ihre Mutter starb.

Als Einzelkind ohne ein anderes Elternteil oblag ihr die Rolle der *shomeret* für ihre Mutter im Bestattungsinstitut. Verwandte und Freunde blieben die Nacht über bei ihr, während sie beim Holzsarg ihrer Mutter saß. Ihre Mutter war am selben Nachmittag erst gestorben – Opfer eines Selbstmordattentäters im Shuk HaCarmel in Tel Aviv. Die Beerdigung sollte am nächsten Tag stattfinden.

Der Rabbi war gekommen und hatte die rituellen Worte gesprochen: »*Baruch atta Adonai Elohenu melech ha-olam dajan ha-emet.*« Dann vollführte er die Kria und riss ihre Bluse auf der linken Seite ein.

»Welch schrecklicher Verlust. Welch furchtbarer Tag. Wie kommst du zurecht, meine Liebe?«, hatte der Rabbi sie mit traurigen und gütigen Augen gefragt. Sie konnte nur den Kopf schütteln.

»Ich verstehe es nicht«, antwortete Barbara, und ihre Stimme wurde vom Schluchzen erstickt, das sie immer und immer wieder befallen hatte, seit sie die schlimme Nachricht erhalten hatte. »Die Polizei ... Sie meinten, dass meine Mutter ihnen vor ihrem Tod gesagt hätte, dass sie diesen jungen Mann gesehen hätte, der ging auf den Markt und sah so aus, als wäre er krank oder hätte Angst, ganz bleich und verschwitzt, dass sie ihn angesprochen und gefragt hätte, ob er Hilfe benötige. Er hat sie auf Arabisch angeschnauzt und sie mit den Händen verscheucht, aber Ima spricht kein Arabisch und wusste nicht, was er gesagt hat. Er lief weiter in den Markt hinein, und sie folgte ihm, und da ...« Sie schluckte. Die Trauer schmeckte wie Asche und Tränen. »Da hat der Junge oder sonst jemand die Weste hochgehen lassen. Rabbi, vielleicht hat er Ima gesagt, dass sie weggehen soll. Vielleicht hat er sie gewarnt, aber sie hat es nicht verstanden ...«

»Niemand kann eine solche Tragödie begreifen«, hatte der Rabbi ihr erklärt, doch seine Worte und der Arm, den er um ihre Schultern gelegt hatte, spendeten wenig Trost. Sie ging die Szene in Gedanken immer und immer wieder durch: Ihre Mutter folgte dem Jungen, wollte ihm helfen, das Licht, die Hitze und die niederschmetternde Erschütterung der Explosion, ihre Mutter fällt hin inmitten der Trümmer und des Geschreis ...

In ihrem Erinnerungsalbtraum jener Nacht näherte sie sich dem Sarg. Plötzlich war sie allein: Der Rabbi war nicht mehr da, die Verwandten und Freunde verschwunden. Nur noch das Zimmer und der Sarg. Der Deckel hob sich, aufgedrückt von den blutverschmierten Händen und Armen ihrer Mutter. Barbara konnte nicht wegsehen, sich nicht rühren, war völlig erstarrt. Als der Deckel zur Seite geschoben wurde und mit einem hohlen Schlag fiel, setzte sich die Leiche ihrer Mutter langsam auf. Ihr Gesicht war Barbara zugewandt. Eine Maske reinsten Grauens, von ihrem zertrümmerten Schädel hingen Fleischfetzen herab, ein Auge baumelte aus der Augenhöhle heraus, ein halber Kiefer und ihre Zunge hingen träge herab wie dicke, graue Würmer ...

Doch in dieser Nacht in Machu Picchu änderte sich der Albtraum und nahm eine andere Richtung. Nicht der Arm ihrer Mutter hob den Sargdeckel, und es war auch nicht die Leiche ihrer Mutter, die herauskam. Es war der Arm von Klaus im Phantomharnisch, der jedoch gesprungen und geplatzt aussah. Aus dem Sarg erhob sich Klaus' zertrümmerte Leiche und drehte sich langsam zu ihr um, um sie mit einem modernden Auge anzusehen.

Klaus. Nicht ihre Mutter.

Im Traum schrie Barbara, während Klaus' Leiche sich vollends aus dem Sarg erhob und herausstieg. Plötzlich lag sie wach unter der Decke und zitterte vor Angst vor der Erinnerung an den Traum.

»Was ist los?«, hörte Barbara Klaus fragen, der sich schläfrig im Bett wälzte.

Sie wollte ihr rasend pochendes Herz beruhigen. »Nichts«, beteuerte sie. »Nur ein Traum, das ist alles. Schlaf weiter.«

Klaus grunzte. Sie spürte, wie er sich erneut umdrehte.

Sie war kaum zwölf, als ihre Mutter starb ...

Der Albtraum von der verunstalteten, zerbrochenen Leiche ihrer Mutter, der sich aus dem Sarg erhebt, verfolgte sie als Teenagerin. Am Tag nach dem Attentat, als der Sarg in die Erde gelassen wurde, wurde Barbaras Karte aufgedeckt. Barbara heulte vor Schmerz und Qual und Angst, und währenddessen verwandelte sich das Beten des Rabbis in eine Aneinanderreihung sinnloser Silben, und die verunsicherten Trauergäste riefen Fragen, die niemand verstand.

Keiner verstand mehr den anderen. Wie ihre Mutter und der junge Mann auf dem Markt ...

Etliche Minuten lang starrte Barbara in die Dunkelheit an der Decke und rätselte, was dieser veränderte Traum zu bedeuten hatte, voller Angst, dass er ein Vorzeichen, eine Warnung darstellen könnte. Sie rang mit sich, verlegte sich auf den Standpunkt, dass solche Gedanken irrational und lächerlich waren, doch das Gefühl blieb, auch wenn sie sich zur Logik zwang.

Als sie wieder Schlaf fand – diesmal glücklicherweise ohne Träume –, kam schon viel zu bald das strenge Piepen ihres Handyweckers.



Das Erste, was Franny sah, waren große Füße in Stahlkappenschuhen. Seine Augen fühlten sich gummiartig an, und er hatte den Geschmack von Blut im Mund. Anscheinend hatte er sich auf die Zunge gebissen. Langsam erkannte

er in dem Geräusch, das er hörte, einen Automotor. Er lag auf dem Boden der Limousine, eingeklemmt zwischen den einander zugewandten Sitzen. Sie fuhren über eine Bodenwelle, und Franny keuchte vor Schmerz. Er sah nach oben. Glatze, Schnauzer und Mief saßen auf den Notsitzen.

Eine Hand fasste ihm ins Haar, und er wurde zu Baba Yaga herumgedreht. Dabei verschob sich sein Hemd und rutschte über die Hüfte hinauf. Sich in der Gewalt einer Psychopathin zu befinden, war schlimm genug, aber es war noch schlimmer, wenn einem dabei Eier und Schwanz entblößt wurden.

Sie tippte sich mit dem Zeigefinger an die Lippen und musterte ihn. »Sie sitzen ziemlich in der Tinte«, sagte sie.

»Und warum setzen Sie mich hinein?«

»Sie könnten sich als nützlich erweisen. Falls nicht, bringe ich Sie um. Verstanden?«

»Total.«

Sie fuhren weiter. Der Otter grummelte etwas ins Telefon, alle anderen schwiegen. Franny räusperte sich. »Wohin fahren wir denn?«

»Schnauze.«

Zehn Minuten später versuchte er es noch einmal. »Kann ich mich vielleicht hinsetzen?«

»Nein.« Baba Yaga war keine Frau vieler Worte.

Schließlich hielten sie an, und Franny wurde aus dem Wagen gezogen. Er stöhnte, weil ihm die Seite und die Schulter wehtaten. Sie waren wieder im Casino. Nicht gerade ein Ort, den er noch einmal sehen wollte.

Franny schlug vor, ihn zusammen mit dem Otter im Wagen zu lassen, doch Baba Yaga schien nicht sonderlich vertrauensselig zu sein. Glatze hatte ihm eine Knarre in den Rücken gedrückt (die sich auf der nackten Haut extrem kalt anfühlte), und Franny folgte der alten Dame ins Casino. Das war verwüstet. Umgeworfene Roulettetische, überall lagen

Jetons verstreut, deren grelle Farben sich krass von dem teuren Paisleyteppich abhoben. Die Gesichter auf den herumliegenden Spielkarten wirkten erstaunt, wenn sie darauftraten. Auch das Blut machte sich nicht gut auf dem Teppich.

Zwei Typen von der Spurensicherung waren bei der Arbeit. Sie richteten sich auf und nickten Baba Yaga höflich zu, als die an ihnen vorbeiging. Die alte Dame hatte die Bullen in Talas offenkundig gekauft. Aber nachdem er auf einen Wink Baba Yagas hin von Bullen grün und blau geprügelt worden war, hätte er sich das auch vorher schon denken können.

Ein dürrer Kerl in einer gandhimäßigen Windel hastete durch eine Tür aus dem Casino. Der zähe Schleim, der seinen Körper bedeckte, spiegelte, und sein rasierter Schädel glänzte. Der beißende Geruch trieb Franny Tränen in die Augen. Das war der Joker Vaporlock alias Sam Palmer, ein bunter Hund in Jokertown. Ein erbärmlicher Versager, der den Cops als einfacher Dieb bekannt war. Und ein Verräter an seinen Jokergenossen. Laut Wally Gundersons Aussage hatte Vaporlock Baba Yaga geholfen, Joker in ihren Fight Club zu entführen. Diese Anschuldigung war nun bewiesen.

»Scheiße, Baba Yaga ... Ma'am. Wir dachten, Sie wären tot. Ich meine, Mann, wir haben uns Sorgen gemacht, als diese Mordsschlange Sie vermöbelt hat. Ein paar von den Jungs haben's auch geglaubt. Aber ich nicht. Ich wusste, Sie würden zurückkommen. Niemand kriegt Sie klein.« Seine Worte klangen flach und gepresst.

Baba Yaga ging gar nicht auf Vaporlock ein, sondern wandte sich zu Glatze und sagte: »Nimm ihn mit.«

Sie durchquerten das Casino. Vaporlock lief zuckend und hüpfend neben der Alten her. »Und, wie ist der Plan, Ma'am? Wir hauen hier ab? Ein paar von denen sind ja echt übergeschnappt, dass sie auf den Gedanken gekommen sind, sich gegen Sie aufzulehnen.« Baba Yaga ignorierte ihn.

Zwischen den Spielautomaten und unter den Tischen lagen noch die Leichen. Franny fand, dass ein Frack dem Tod keinerlei zusätzliche Würde verlieh. Manche hatten Schusswunden. Andere waren einfach tot. Wahrscheinlich Opfer von IBTs Giftzunge.

Der Gedanke an Fräcke brachte auch Frannys dringendste Sorge wieder in den Fokus. »He, ich brauche Klamotten«, sagte er.

»Wir sind kein Herrenausstatter«, versetzte Baba Yaga.

Franny zeigte auf einen Toten. »Er braucht sie nicht. Haben wir nicht ein paar Minuten?«

Baba Yaga betrachtete ihn in seinem kurzen Flügelhemd und mit den ausgefransten Pantoffeln an den nackten Füßen. Ihre runzligen Lippen verzogen sich fast zu einer Art Lächeln. »Na gut.«

Er fand die Leiche eines Mannes, der beinahe seine Größe hatte, zog ihm Mantel, Hemd, Hose, Socken und Schuhe aus. Franny beschloss, keine Unterwäsche zu tragen. Die Unterhose eines Toten anzuziehen, ging ihm einen Schritt zu weit.

»Toilette?«, fragte Franny.

Baba Yaga würdigte ihn keiner Antwort, sondern sah ihn nur scharf an. Franny kehrte ihr den Rücken zu und zog sich an. Die Hose war zu groß und das Hemd zu eng, aber er fühlte sich weit weniger ausgeliefert. Kaum hatte er die Schuhe geknüpft – eine schmerzhaft Tätigkeits, denn wenn er sich vornüberbeugte, zerrte es an der genähten Seitenwunde –, marschierte Baba Yaga auch schon weiter. Ein nicht gerade sanfter Stoß von Mief versetzte auch Franny wieder in Bewegung.

Vaporlock hatte seine Versuche, ein Gespräch mit Baba Yaga zu führen, aufgegeben. Jetzt ließ er sich zurückfallen und ging neben Franny her. »He, Sie kenne ich doch. Sie sind ein Polyp, richtig? Fort Freak?« Franny nickte. »Also,

wenn ich Ihnen hier raushelfe, legen Sie ein gutes Wort für mich ein, richtig?»

»Sie sind nicht der Hellste, was?«, fragte Franny leise.

»Hä?«

»Sie sollten sich noch mal überlegen, ob Sie Absprachen mit mir treffen wollen, während *sie* neben uns hergeht.«

»Äh.« Vaporlock sprach deutlich lauter. »Ich meinte nur, falls sie mich nicht mehr braucht. Ich stehe ihr ganz zur Verfügung, es sei denn, sie möchte, dass ich gehe ...«

»Sam.« Vaporlock sah zu Franny auf. »Lass gut sein«, sagte er leise.

Sie gingen durch eine Hintertür des Casinos und eine Treppe hinauf. Im zweiten Stock dieses Gebäudeflügels befand sich die Wohnung. Franny sagte die Einrichtung nicht besonders zu. Alles stand mit Möbeln unterschiedlicher Stilrichtungen voll. Ledersessel neben einem Louis-XIV-Stuhl mit unpassendem Lederpolster. Ottomanen mit Fransenbezug und zahlreiche Nippestische.

Baba Yaga betrat, gefolgt von zwei Wachen, ein Schlafzimmer. Von drinnen erklang offenbar ein Schwall Kraftausdrücke. Franny ging zur Tür, um hineinzuschauen. Baba Yaga betrachtete eine riesige Schmuckschatulle auf der Kommode. Sie war verdächtig leer.

Sie rauschte an ihm vorbei, zurück ins Wohnzimmer. Auf ihr Nicken hin schlug einer der Gorillas den Rand eines Orientteppichs um. Darunter kam ein in den Boden eingelassener Safe zum Vorschein. Sie kniete sich davor nieder und drehte die Einstellscheibe. Franny spürte den Blick des Gorillas auf sich, und er sah geflissentlich in die andere Richtung. So viele beknackte Möbel auf so kleinem Raum ...

»*Sie ... kann Leute verwandeln. Und zwar in üble Dinge. Wir reden hier von Möbeln.*«

Die Worte des in Ungnade gefallenen und inzwischen verhafteten Hollywood-Produzenten Michael Berman kamen

ihm wieder ins Bewusstsein. Einen großen Sessel sah sich Franny etwas genauer an. Das sah nicht aus wie herkömmliches Leder. Er ging darum herum, um ihn von vorn zu betrachten. Die Sitzfläche hatte ein Gesicht. Ein vor Schreck verzerrtes Gesicht mit aufgerissenen Mund. Die Beine schienen geballte Hände und menschliche Füße mit eingezogenen Zehen zu sein. Franny wich vor dem wahnsinnigen Anblick zurück.

Ein Kichern, das klang wie trockenes Laub auf einer Betonfläche. Baba Yaga stopfte händeweise Geldscheine unterschiedlichster Währungen, Juwelenschmuck und Goldmünzen in einen Lederbeutel, doch ihr Blick war auf ihn gerichtet. »Wenn ich Sie töte, Junge, dann sterben Sie keinen leichten Tod.«

Sie genießt meinen Ekel und meine Verzweiflung, begriff Franny. Er brachte seine Mimik unter Kontrolle und zuckte mit den Schultern. »Dann kann ich nur hoffen, dass Sie auf mich schießen. Ich gebe es ungern zu, aber ich gewöhne mich allmählich dran.«

Franny bemühte sich, keines der Möbelstücke anzusehen, aber das war kaum möglich. Baba Yaga war eindeutig eine Wild Card. Er fragte sich, wie sie es machte. Sein verzweifelt umherschweifender Blick fiel auf Vaporlock, dessen Augen erst auf den Beutel, dann auf die drei Schläger und dann auf die Tür gerichtet waren. In Franny verkrampfte sich alles, und er spürte das Ziehen in Schulter und Seite.

Baba Yaga holte einen Stapel Pässe heraus, die mit einem Gummiband zusammengehalten wurden. Ehe sie sie in ihren Beutel stecken konnte, fuhr sich Vaporlock mit der Hand über die Brust und schmierte Glatze, der Baba Yaga am nächsten stand, das klebrige, stinkende Zeug ins Gesicht. Während der Kerl würgte und einknickte, schnappte sich Vaporlock seine Pistole und schoss ungestüm auf Baba Yaga. Gleichzeitig griff er nach dem Beutel.

Franny hatte sich lange vor dem Schuss in Bewegung gesetzt. Er hütete sich davor, das glitschige Ass ergreifen zu wollen. Stattdessen nahm er eine in emailliertes Metall gerahmte Ikone vom Tisch und hieb die scharfe Kante des Rahmens auf Vaporlocks Unterarm. Der Schuss ging ins Leere, traf ein Sofa. Doch statt bleicher Polsterfüllung stob eine Wolke aus roten und fleischfarbenen Partikeln in die Höhe.

Baba Yaga bewegte den Mund, sodass ihre runzligen Wangen noch mehr einsanken. Blankes Entsetzen packte Vaporlock, er warf sich herum und rannte los. Hinter ihm landete ein Speichelklumpen auf dem Boden, doch er war schon zur Tür hinaus und warf sie hinter sich zu.

Franny stürmte ebenfalls zur Tür, noch immer mit der Ikone bewaffnet. Baba Yagas Stimme durchschnitt die Luft.

»Halt!«

»Ich will den Arsch verhaften!«

»Immer der edle Held«, sagte die Alte und nickte in Richtung der Ikone. Franny sah zu ihr herab und erkannte jetzt erst die abgebildete Figur. Es war der heilige Georg, wie er einen Drachen erschlug. »Nun, ich will ihn töten«, sagte Baba Yaga ganz nüchtern. »Aber ich glaube, da werden wir uns beide auf eine Enttäuschung gefasst machen müssen.«

Aus dem Gang vor der Wohnung drangen Männerstimmen herein. Franny verstand nicht, was sie sagten, nur Vaporlocks Stimme setzte sich schrill und wütend durch. »Ja, die Schlampe ist da drin.« Es wurde wieder gemurmelt. »Zwei. Einen habe ich ausgeschaltet. Oh, und ein verletzter Bulle. Aber keine Sorge, von dem habe ich schon in New York gehört, das ist ein Waschlappen.«

Franny unterdrückte seinen Ärger und konzentrierte sich auf das unmittelbare Problem. »Wer sind die? Wissen Sie das?«, fragte er.

»Geier, die sich am Aas gütlich tun wollen«, antwortete

sie. Sie packte einen Stapel alter Kassettenbänder in den Beutel.

»Sehr poetisch, doch bringt mich das nicht weiter.«

»Konkurrenten, die eine Gelegenheit wittern. Nun, die werden sehr bald schon in der Hölle ihr Unwesen treiben.« Sie sagte etwas zu Schnauzer und Mief, die daraufhin zu beiden Seiten der Tür Aufstellung nahmen.

»Ich bin ziemlich enttäuscht, dass Sie keinen anderen Weg aus dieser Klemme heraus haben«, fuhr Franny sie an.

Erneut bedachte sie ihn mit ihrem kalten, verschlossenen Lächeln. »Wir können vor denen nicht einfach davonlaufen. Sie müssen zum Rückzug gezwungen werden.«

»Geben Sie mir eine Waffe und ich helfe Ihnen.«

»Ich gebe Ihnen eine Waffe und Sie richten sie auf mich.«

»Wenn ich mich recht erinnere, habe ich Sie eben vor einer Kugel bewahrt. Außerdem sind Sie meine Fahrkarte nach draußen.«

Die Wachen gaben sich Handzeichen. Einer von ihnen feuerte einen Schuss ab, und jemand schrie. Ein Kugelhagel prasselte auf die Verteidiger ein. Mief fiel. Der Tag wurde immer besser, dachte Franny.

Baba Yaga runzelte die Stirn, trippelte ein Stück vor und nahm die Pistole, die Vaporlock hatte fallen lassen. Dann kehrte sie zu Franny zurück und drückte ihm die Waffen in die Hand. Sie schob ihn in Richtung Tür. Es tat weh, denn sie drückte ihm dabei die verletzte Schulter.

»Die sollen es bereuen.«

Franny ging geduckt zur Tür. Dabei spannten sich die Nähte an seiner Seite, und es tat höllisch weh. Er schüttelte den Kopf und versuchte, sich zu konzentrieren. Er wagte einen Blick am Türpfosten vorbei. Kräftige Männer in billigen Anzügen mit Waffen. Ganz ähnlich wie Baba Yagas Männer in billigen Anzügen und mit Waffen.

Frannys kurzer Blick hatte eine erneute Salve ausgelöst.

Er und Schnauzer sahen sich an, ehe sie sich nach vorn lehnten, in den Gang ballerten und gleich wieder in Deckung gingen. Der Rückstoß der Pistole ließ seine Wunden erneut auflodern, sodass er erst einmal ein paar Sekunden verschnaufen musste.

»Bin mir nicht sicher, ob ich was getroffen habe«, sagte er laut. »Bin mir auch nicht sicher, ob ich das will.« Er hatte noch ganz frisch und voller Entsetzen im Gedächtnis, wie er den Joker El Monstro getötet hatte. Schnauzer sah ihn belustigt an. »Okay, dann sprichst du also doch Englisch. Arschloch«, setzte er hinzu, wenn auch nur ganz leise.

Schnauzer und Baba Yaga wechselten rasch ein paar Worte. Dann ballerte Schnauzer wieder in den Gang. Franny schloss sich ihm an. Dabei erhaschte er einen kurzen Blick auf Vaporlock, der sich hinter der Bande herumdrückte. Der Schlitten fuhr nach hinten. Er hatte keine Munition mehr. Kriechend bewegte er sich zu Miefs Leiche hinüber, klopfte dessen Taschen nach Munition ab. Die Schüsse fielen nicht mehr so schnell aufeinander. Baba Yaga klappte einen Teil der hölzernen Wandvertäfelung zur Seite.

Sie bellte etwas auf Russisch, worauf Schnauzer zurückfiel. Er packte den am Boden liegenden Glatze und warf ihn sich über die Schulter. So eilte er durch die Öffnung, durch die Baba Yaga bereits hinausgegangen war. Franny begriff, dass es ganz an ihm lag, ob er ihnen folgte oder nicht. Er warf die nutzlose Pistole weg, biss vor Schmerzen die Zähne zusammen und rannte ihnen hinterher.

Seine Ohren dröhnten noch von dem Geballer, deshalb hörte er nicht, ob die Angreifer ins Zimmer kamen oder nicht. Er gönnte sich den kurzen Moment nicht, den ihn ein Blick zurück gekostet hätte, sondern huschte vornübergebeugt durch die Öffnung. Dort war es so dunkel, dass er die steile Treppe nicht bemerkte. Er stolperte und segelte die Stufen hinunter.

Beim Hockeyspielen in der Highschool hatte er Fallen gelernt, und Schnauzer, der mehr aus Selbsterhaltung handelte denn aus Freundlichkeit, packte ihn am Hosenbund und bewahrte ihn vor einem noch tieferen Sturz. Als er sich wieder aufgerichtet hatte, spürte Franny etwas Feuchtes an sich herabrinnen. Zum Glück betäubten Angst und Adrenalin die Schmerzen seiner neu aufgerissenen Wunde ein wenig.

Es ging durch eine weitere Tür, und dann fand er sich in den Gladiatorenunterkünften wieder, in denen dieser Albtraum gestern erst begonnen hatte. Plötzlich kam ihm die Erinnerung an die Handschelle, die an seinem Handgelenk gebaumelt hatte, an Mollie Steunenburgs spöttisches Lächeln und ihren in die Höhe gehaltenen Mittelfinger. Das Gör hatte ihn im Stich gelassen. Hätte er sie vielleicht besser behandeln sollen? Oder ihr mehr Angst machen sollen? Er verscheuchte das Bedauern und die Zweifel. Er würde einen Weg finden, um nach Hause zurückzukehren, und wenn er dort wäre, würde sich Miss Steunenburg bald einem Richter gegenübersehen.

Die Leichen von Stuntman und El Monstro lagen noch da. Der süßliche Geruch einsetzender Verwesung. Dazu kam der Gestank von schlecht gewordenem Essen auf dem Buffet. Der Geruch von Tod und Verfall. Wenn das nicht die perfekte Analogie zu dem war, auf was Baba Yaga ihr Königreich gründete. Franny schluckte Galle.

Baba Yaga nahm eine Serviette vom Buffet und wischte Glatze Vaporlocks Schleim aus dem Gesicht. Dann schüttete sie ihm einen Krug Wasser ins Gesicht und fing an, ihn zu ohrfeigen. Der mit Juwelen überladene Ring schnitt ihm in die Wange. Glatze stöhnte und kam zu sich. Ein angespannter Wortwechsel auf Russisch, worauf Glatze nickte und sich mit der Krawatte das Blut von der Wange tupfte. Er stand mühsam auf, und dann ging es weiter.

Franny zwang sich, Stuntman im Vorbeigehen ins Gesicht

zu sehen. Eine Hälfte davon war unversehrt. Auf der anderen Seite hing das Auge widerlich über der eingeschlagenen Wange, und der Schädel war eingedrückt.

Ich bringe dich nach Hause, das verspreche ich dir.

Er musste den Impuls unterdrücken, El Monstros Leiche zu treten. Wäre der Joker nicht gewesen, wären er und Jamal inzwischen wieder sicher in New York gelandet, würden sich zuprosten und wären wahrscheinlich nicht vom NYPD und dem SCARE gefeuert worden.

Franny folgte der Alten und ihren beiden Wachen einen Gang entlang zu einer schweren Metalltür. Sie schloss sie auf, und sie gelangten in eine Garage. Ein Lieferwagen mit New Yorker Kennzeichen war hier geparkt.

Außerdem erwarteten sie hier vier weitere Gangster. Schüsse hallten von den Betonwänden. Baba Yagas Wachen gingen beherrscht und eiskalt vor, feuerten Doppelschüsse auf die Gangsterkonkurrenz ab, doch die Luft war zu bleihaltig, als dass eine Kugel nicht irgendwann ihr Ziel fand. Glatze brach schon wieder zusammen, und dieses Mal sah es nicht so aus, als würde er so bald wieder aufstehen.

Franny drückte sich an die Betonwand. Baba Yagas Füße schwirrten an seinem Gesicht vorbei. Er sah auf, als Schnauzer gerade einen der beiden letzten Angreifer erwischte. Den anderen traf ein Sprühregen von Baba Yagas Speichel direkt ins Gesicht. Er fing an zu schreien, fasste sich an die Augen. Dann dehnte sich sein Kopf in die Länge und Breite. Seine Augen traten aus den Augenhöhlen heraus und platzten, sodass Blut und Augenflüssigkeit über das verformte Gesicht liefen. Seine Arme ruckten hinter den Kopf und verschmolzen miteinander. Dasselbe passierte mit seinen Beinen. In sein Schreien mischte sich das laute Krachen seiner Knochen. Sein Körper dehnte sich, bis er ein großes Rechteck bildete. Das Blut und die Augenflüssigkeit liefen nunmehr über das Zifferblatt einer Uhr.

Franny hastete zur Tür zurück. Das war ein verdammter Albtraum – Jamals Tod, die Bestialität im Krankenhaus und nun das. Konnte er wirklich bei dieser mörderischen alten Vettel bleiben? Baba Yaga und Schnauzer gingen an dem Sterbenden vorbei. Offenbar verfügte er immer noch über Stimmbänder, denn unmenschliche Laute drangen aus dem mondformigen Loch, das das Zifferblatt schmückte. Im Vorbeigehen legte sie eine Hand auf die verformte und leidende Gestalt und gab ihr einen Stoß. Krachend fiel die Uhr um, und die Verwandlung war vollständig.

Baba Yaga blickte zu Franny zurück, der noch immer in der Casinotür kauerte. »Beeilung! Und nehmen Sie eine Waffe mit. Sie müssen sich jetzt nützlich machen.«

Er wollte sich weigern, doch er fürchtete, wie die alte Bestie darauf reagieren würde. Sie war zu dem Schluss gekommen, dass sie ihn brauchte. Es war besser, sich ihr nicht zu widersetzen. Franny hastete an dem Verwandelten vorbei. Eigentlich wollte er nicht hinsehen, konnte es aber nicht lassen. Gütiger Gott, lass den armen Hund tot sein, dachte er. Dann zuckte die lange Standuhr ein letztes Mal, so heftig, dass sie auf die Seite rollte.

Er sammelte zwei Pistolen und ein kleines Maschinengewehr ein. Schnauzer folgte seinem Beispiel. Sie luden alles in den Lieferwagen, und Franny staunte, dass Baba Yaga sich hinters Steuer setzte. Sie legte den Rückwärtsgang ein, und dann ging es die Rampe hinauf und auf die Straße hinaus, während die Casinotür aufging und weitere Gangster herausliefen. Kugeln prallten an der Karosserie ab. Schnauzer lehnte sich zum Fenster hinaus und erwiderte das Feuer. Franny tat es ihm gleich. Die Alte trat auf die Bremse und riss das Lenkrad herum, sodass sie heftig im Kreis schlitterten. Dann stellte sie den Wagen gerade und heizte davon, weg vom Casino. Als sie an der Limousine vorbeirasteten, sah er, dass die Fenster eingeschossen waren und dem Otter der

halbe Kopf fehlte. Plötzlich war er froh, dass sie ihn nicht im Wagen gelassen hatten.

Mit bis zu hundertzehn Stundenkilometern schlängelten sie sich durch den Verkehr. Franny fragte sich, wo die Alte so fahren gelernt hatte. Jetzt, da die unmittelbare Gefahr vorbei war, merkte Franny an der Hitze und dem Zittern in den Muskeln, dass das Adrenalin, unter dem er bislang gestanden hatte, abebbte. Was bedeutete, dass ihm seine Verletzungen auf einmal sehr bewusst wurden. Seine Schulter pochte im Takt seines Herzschlags, und die Seitenwunde war eine einzige Qual.

Nun, da er etwas Zeit zum Nachdenken hatte, kam ihm auch der Gedanke, dass er in dem Lieferwagen hockte, in dem die entführten Joker zu Baba Yagas gar nicht mal so kleinem Horrorladen geschafft worden waren. Weshalb hatte sie den Fight Club ins Leben gerufen? Inzwischen hatte er sie ja kennengelernt und wusste, dass sie eine eiskalte Pragmatikerin war. Die Gewinne aus den Wetten konnten das Risiko nicht rechtfertigen. Also warum hatte sie es getan? Er beschloss, sie einfach zu fragen.

Sie sah zu ihm herüber. »Jetzt kommen Sie auf die Idee, mal nachzufragen. Nachdem Sie hereinspaziert und alles kurz und klein geschlagen haben. Sie sind ein Trottel, Junge. Sie meinen, Sie wären ein Held, aber es könnte sein, dass Sie die Welt zerstört haben. Ich hoffe, das war es wert.«

»Von was reden Sie da eigentlich?«

»Das werden Sie sehen. Bald wird es die ganze Welt sehen. Kann es aufgehhalten werden? Nun, auch das werden wir sehen.«

Sie kamen durchs Stadtzentrum. Sie fuhren über einen Platz mit einer Reiterstatue in der Mitte. Weiter links erkannte Franny das Krankenhaus als Silhouette vor dem Sonnenuntergang. Aus allen Stadtteilen hallten Martinshörner. Einige Polizeiautos rasten mit Blaulicht an ihnen vorbei.

In einer Seitenstraße errichteten kasachische Polizisten massive Barrikaden.

»So schnell. Ich hätte nicht gedacht, dass es so schnell losgeht«, sagte Baba Yaga leise vor sich hin. »Ich glaube, wir nehmen eine längere, sicherere Strecke zum Flughafen.«

Sie wendete den Wagen und verursachte damit ein Hupkonzert unter den anderen Verkehrsteilnehmern. Nach einigen weiteren plötzlichen Abbiegemanövern entfernten sie sich vom Stadtzentrum. Franny saß steif und aufrecht da und hielt eine Pistole umklammert. Manchmal musste er die Hand wechseln, um sich den Schweiß an der Hose abzuwischen. Auf dem Rücksitz pfiff Schnauzer unharmlos vor sich hin. Baba Yaga starrte auf die Straße, ihr faltiges Gesicht blieb ausdruckslos. Franny fragte sich, welche Gedanken hinter dieser Maske stecken mochten.



Michelle und Adesina huschten gerade noch durch die Tür des mit Graffiti überzogenen U-Bahn-Wagens, bevor sie zuing. Michelle steuerte zwei freie Plätze an, und sie setzten sich. Heute roch es im Wagen einmal nicht nach Urin, und die blauen Plastiksitze waren sogar sauber.

Michelle seufzte erleichtert auf, nachdem sie festgestellt hatte, dass niemand sie erkannt hatte. Ihr langes platinblondes Haar verbarg sie unter einer Baseballmütze, und den Rest erledigte die übergroße Ray-Ban. Ganz ordinär in Jeans und T-Shirt gekleidet sah sie wie jedes andere Möchtegermodel der Stadt aus.

»Mom«, sagte Adesina und zupfte mit ihrer Klaue an Michelles T-Shirt. Adesina war so groß wie ein Jack-Russell-Terrier, doch sie hatte den Körper eines Schmetterlings mitsamt schillernder Flügel. Nur ihr Gesicht war das eines gewöhnlichen Mädchens.

»Du hast gesagt, dass ich in der Schule Lipgloss tragen darf.« Sie sah Michelle mit ihren braunen Augen an, die ganz groß »bitte, bitte, Mama« sagten. Normalerweise hätte der Trick funktioniert. Doch Michelle war gerade dabei, Grenzen zu setzen.

»Du bist acht«, gab Michelle zurück und rückte die große Prada-Tasche auf ihrem Schoß zurecht. »Make-up darfst du erst mit dreizehn tragen.« In Michelles Ohren klang das sehr mütterlich.

»Du hast Make-up getragen, als du so alt warst wie ich«, spielte Adesina ihren Trumpf aus. *Du kleine Rotzgöre*, dachte Michelle.

»Als ich so alt war wie du, habe ich Make-up getragen, weil das zu meinem Job als Model gehört hat«, sagte Michelle knapp. »Und gehört es immer noch. Hör auf, damit zu argumentieren. Das zieht nicht.«

Adesina schmolte. »Du bist gemein.«

Michelle konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Selbst schmollend war ihre Tochter bezaubernd.

Sie erreichten die nächste Haltestelle, wo zwei Männer in Jeans und Knicks-T-Shirts zustiegen. Obwohl mehrere Plätze frei waren, kamen sie geradewegs auf Michelle und Adesina zu. *Toll*, dachte Michelle. *Ganz große Klasse*.

»Ist das deine Missgeburt?«, fragte einer von ihnen und zeigte mit dem Daumen auf Adesina. Die Bahn fuhr los, und ein Schwall billigen, aufdringlichen Parfüms schlug Michelle entgegen.

Ihr war klar, dass Adesina den Tränen nahe war, dazu bedurfte es nicht einmal eines Blicks. Sie fuhr Adesina durchs Haar, um sie zu trösten. Sie waren beim Friseur gewesen und hatten ihr Cornrows flechten lassen. Sie sah so schön aus. Wie konnte jemand in Adesina etwas anderes erblicken als ein hübsches Mädchen?

»He, kenn ich dich etwa?«, fragte der andere Typ. Er kam

nicht ganz so arschig rüber wie sein Freund, doch gab er sich alle Mühe. »Du kommst mir bekannt vor. Hab ich dich schon mal genagelt?«

Wow, Junge, dachte sie. Riesenfehler.

»Erstens«, sagte sie ruhig, und wer sie kannte, wusste, dass sie zu ruhig sprach, »hört auf, fiese Bemerkungen über meine Tochter zu machen. Zweitens, küsst ihr eure Mütter mit diesen Fressen? Und drittens, ihr langweilt mich und blamiert euch. Also, wollt ihr mich wirklich wütend machen?«

Die beiden Widerlinge brachen in Gelächter aus. »Uuuuh, die ist tough!«, sagte das Parfümfass. Er beugte sich nah an sie heran und wollte sie einschüchtern. Das war eine bewundernswerte Dummheit. Sie lächelte kalt. Er war verwirrt.

Sie sah zu seinem Freund hinüber, der sie anstarrte. Anscheinend dämmerte ihm gerade, wer sie war, und er wich zurück. »Ich glaube, dir fällt gleich ein, wer ich bin«, sagte sie und stand auf. Ihre Tasche fiel auf den Boden.

Dann ließ sie eine Blase entstehen und über ihrer Hand schweben. Es war keine Blase, die explodieren würde, so sehr ihr der Sinn eigentlich danach gestanden hätte. Aber sie würde ihn so hart treffen wie eine Kanonenkugel.

Ehe er reagieren konnte, stieß sie den Überparfümierten mit der Hüfte in die Mitte des Gangs. Mit ihren eins achtzig überragte sie ihn um zehn Zentimeter, und sie war schwerer, als sie aussah. Sie ließ die Blase fliegen. Sie traf ihn im Bauch und warf ihn um. Nachdem er auf dem Boden aufkam, schlitterte er noch gut eineinhalb Meter weit. Die anderen Fahrgäste hoben ihre Füße, um ihn durchzulassen, und widmeten sich dann wieder ihren Tablets und Telefonen.

Mit eisigem Lächeln wandte sie sich wieder seinem Kumpan zu. »Erkennst du mich jetzt?«, fragte sie, während sich in ihrer Hand eine weitere Blase bildete. »Oder muss ich deinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen?«

Der Mann hob die Hände. »Es tut mir so leid, Miss Bubbles«, sagte er. »Wir wollten doch nur ein bisschen Spaß machen.«

Inzwischen hatte die Blase die Größe eines Baseballs und wurde immer dichter. Sie wollte sie fliegen lassen. Alles in ihr verlangte schmerzhaft danach. »Macht es Spaß, gemein zu Kindern zu sein und schlimme Dinge über sie zu sagen?«, fragte Michelle, und die Wut verwandelte ihre Worte in ein Knurren. »Macht es Spaß, Frauen in der U-Bahn zu schikanierten und einzuschüchtern? Ihr habt eine seltsame Vorstellung von Spaß.« Sie beugte sich über ihn. »Weißt du, was ich spaßig finde?« Die Blase hob sich über ihre Hand und schwebte dort wie eine Verheißung. Und sie brannte darauf loszuschießen. »Jemanden mit Blasen zu beschießen. Vor allem Ekelpakete wie euch. Gibt nichts Spaßigeres.« Der zweite Kerl erblasste und wich stolpernd vor ihr zurück. Michelle ließ die Blase zwischen ihnen schweben. Solange sie noch nicht entschieden hatte, was sie damit machen wollte, war es nur eine hübsche Kugel.

Die Bahn wurde langsamer und hielt an Michelles Haltestelle. Adesina zog an Michelles Jeans und hob die Vorderbeine. Michelle hob ihre Tasche auf, nahm Adesina und ging zur offenen Tür. Die anderen Leute in der Bahn standen ebenfalls auf, ließen ihr aber den Vortritt. Sie wandte sich noch einmal um und ließ die Blase platzen. »Lasst den Scheiß, Jungs«, sagte sie. »Ihr könnt nie wissen, mit wem ihr euch anlegt. Außerdem benimmt man sich nicht so.«

Sie stand in der Tür, und die anderen Fahrgäste stiegen aus, strömten wie ein Fluss an ihr vorbei.

Dann stieg auch Michelle aus, und Adesina streckte den beiden Männern die Zunge raus, als die Tür wieder zuging.



Midnight Angel hastete die Stufen zum Haupteingang des Bleecker Towers hinauf, ein Hotel in Jokertown, das ihr in letzter Zeit viel zu vertraut geworden war. Sie kniff die Lippen mürrisch zusammen und unterstrich diesen Ausdruck auch noch mit einem Stirnrunzeln.

Hinter dem Empfangstresen stand der übliche Rezeptionist. Er war wie immer akkurat gekleidet, und für einen Zyklopen sah er sehr gut aus. Das Hotel mit seinen altmodischen, aber sauberen und gut gepflegten Teppichen und Möbeln befand sich am Rand von Jokertown. Die meisten Angestellten und Gäste waren Joker der Mittelklasse, und die Hotelleitung bemühte sich sehr um eine freundliche, sichere und unbedingt seriöse Atmosphäre. Größtenteils gelang ihr das auch, aber, so grübelte Angel, in Jokertown konnte sich alles innerhalb von Sekunden ändern.

Er bemerkte sie und nickte ihr ehrerbietig zu.

»Ist er da?«, fragte sie und versuchte erst gar nicht, sich den Frust nicht anhören zu lassen.

»Ich weiß nicht, Ma'am.« Von früheren Begegnungen wusste der Rezeptionist, dass sie Jamal Norwood meinte. »Ich habe Mr. Norwood heute nicht weggehen sehen, aber ich befand mich auch nicht immer in der Rezeption.«

Sie eilte an ihm vorbei zur Treppe, die zu den Zimmern hochführte. In ihren Frust mischte sich Sorge. *Vielleicht ist er zu krank, um den Termin wahrzunehmen*, dachte sie bei sich. *Und zu stur, um nach Hilfe zu fragen.*

Norwood gehörte zu dem Team von SCARE-Agenten, das Angel befehligte, aber anscheinend lief es für ihn nicht gut. Seine Wild Card, die ihn gegen fast alles unverwundbar machte, hatte nachgelassen, sodass er nach körperlichen Auseinandersetzungen schwach und teilnahmslos wurde. Das hatte sich so sehr verschlimmert, dass er derzeit krankgeschrieben war und in der Jokertown Clinic von Dr. Finn behandelt wurde – bisher ohne Erfolg. SCARE hatte einige

nationale Spezialisten angefragt, doch Jamal war zu der vereinbarten Untersuchung nicht erschienen.

Ohne große Mühe joggte Angel die Treppe hinauf – sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, in Alltagssituationen zu trainieren, statt Zeit im Fitnesscenter zu vergeuden. Fünf Stockwerke ging es hinauf, und die ganze Zeit quälten sie Sorgen um ihren Untergebenen.

Norwood war frech – er hatte ihr den Spitznamen Gebieterin verpasst –, bewegte sich an der Grenze des Ungehorsams, war viel zu dickköpfig und wollte niemanden um Hilfe bitten. Angel war im Süden aufgewachsen, und sie wusste, wie schwer es auch heute noch für einen kräftigen, intelligenten Schwarzen war, etwas aus sich zu machen, deshalb war sie nachsichtig mit ihm. Sie gestand ihm seine Dickköpfigkeit und seine kleinen Aufmüpfigkeiten zu. In gewisser Weise erinnerte Norwood sie an ihren Mann. In den zehn Jahren, die sie mit Billy Ray zusammengelebt und ihn geliebt hatte, hatte sie genau diese Charaktereigenschaften immer wieder erlebt. Sie hatte keine Kinder, konnte auch keine bekommen, und obwohl Norwood nur ein paar Jahre jünger war als sie, hatte Angel ihm gegenüber Muttergefühle. Oder zumindest die Gefühle einer älteren Schwester.

Sie erreichte den fünften Stock, war aber vom Laufen kaum aus der Puste. Vor der Tür angekommen hob sie die Hand, um anzuklopfen, hielt dann aber inne.

Ein Gefühl überlief sie wie das Kribbeln von Spinnenbeinen, die ihr die Wirbelsäule hinunterkrabbelten. Die Wild Card hatte ihr keine Hellsicht verliehen, doch die zehn Jahre, die sie an Rays Seite beim SCARE gearbeitet hatte, hatten ihre Sinne geschärft, sodass sie nun fast übersinnlich waren. Außerdem hatte sie gelernt, ihrem Instinkt zu vertrauen, der ihr nun eine dringende Warnung ins Ohr flüsterte.

Sie verharrte vor der Tür und lauschte. Erst war drin alles ruhig, doch dann hörte sie leises Murmeln, dann wieder Stille. Sie runzelte die Stirn und starrte die Tür an. Angel war nicht von der subtilen Sorte. Ihr schlechtes Gewissen regte sich ein wenig, weil sie wusste, dass Billy stöhnen würde, wenn er die Rechnung dafür bekommen würde – sie hatten eigentlich immer zu wenig Geld in der Kasse –, aber sie musste tun, was sie für richtig hielt. Und das kribbelnde Gefühl in der Wirbelsäule und das Raunen in ihren Ohren sagten ihr, dass es richtig war.

»Erlöse meine Seele von dem Bösen, Herr, und heile das Herz dieser Streiterin«, murmelte sie. In ihren mit Lederstulpen geschützten Händen erschien ihr über ein Meter langes, mit einer Parierstange versehenes Flammenschwert. Sie trat gegen die Tür, dass sie aus den Angeln flog, die Holzvertäfelung splitterte und regnete ins Zimmer.

»Ganz ruhig, Stunt... Meine Güte!«, rief jemand mit fremdländischem Akzent. Das leere Bett und der abgebrochene Befehl, den einer der beiden Männer an der gegenüberliegenden Wand ausgestoßen hatte, sagten ihr, dass Jamal nicht hier war, aber offensichtlich erwartet wurde.

Mit heruntergeklappten Kinnladen sahen die Männer sie an. Sie waren beim Ziehen der Waffen erstarrt. Ihr war klar, dass ihr nur ein Sekundenbruchteil blieb, bevor sie schießen würden. Ihr plötzliches Auftauchen hatte die Männer verunsichert, aber auch die Holzsplitter, vor denen sie sich geduckt hatten. Sie hatten die Arme gehoben, um ihre Gesichter zu schützen. Angel kannte nur ein Mittel: Sie musste sie weiter verunsichern.

Sie winkelte den Arm an und schleuderte ihre Klinge. Rotierend wie eine flammende Sense sauste sie durch das Zimmer, und als sie ihre Hand verließ, ging die Sprinkleranlage an. Der Feueralarm heulte los und vergrößerte das Durcheinander. Aber vor allem staunten die Männer, weil

das Wasser den auf der Klinge tanzenden Flammen nichts anzuhaben schien. Angel dagegen war nicht überrascht, denn wie das Schwert waren auch die Flammen unnatürlichen Ursprungs. Beide waren Offenbarungen der Gnade, die sie von Gott empfing, und gleich ihrem Zorn konnte nichts sie löschen, zerbrechen oder auf physische Weise hemmen.

Sie folgte der wirbelnden Klinge, und ohne langsamer zu werden, beugte sie sich nach unten und griff mit einer Hand das Bein eines Tisches. Wie einen unhandlichen Knüppel schwang sie das Möbelstück über ihrem Kopf und stürmte auf die beiden Männer los.

Bei denen schien es sich um Normalos zu handeln, doch passten sie äußerlich zueinander wie ein Komikerpaar. Der eine war klein und dick, der andere lang und dürr. Der Dünne war ein paar Zentimeter größer als Angel. Der Unteretzte hatte lange blonde Haare, die glatt nach hinten geklatscht waren und mit dem Wasser aus dem Sprinkler umso mehr. Hinten waren sie zu einem schmalen Pferdeschwanz zusammengebunden.

Ihre Pistolen hatten sie vergessen, beide duckten sich und zuckten zusammen. Sie stürzten zur Seite, um der wirbelnden Klinge zu entgehen, die die Tropfen aus dem Sprinkler in zischenden Dampf verwandelte. Die Flammen waren vielleicht nicht real, aber sie waren höllisch heiß, und die Klinge war scharf wie Schlangenzähne. Sie durchtrennte den Pferdeschwanz des Dicken, der beim Versuch, sich zu retten, auf den Hintern fiel, und grub das Schwert sich tief in die Wand neben ihm ein.

Der Dicke landete links von ihr, und da das Schwert vibrierend aus der Wand herausstand, verstellte es ihr den Weg. Deshalb drosch sie mit dem Tisch auf den Dünnen ein, der verzweifelt versuchte, seine Pistole auf sie zu richten. Endlich drückte er ab, doch die Kugel zischte über Angels Kopf

hinweg, während der Tisch auf Kopf und Oberkörper des Dünnen krachte. Das billige Hotelmöbel zerschellte. Doch immerhin war der Tisch stabiler als der Kerl, der zu Boden ging. Ihm blieb noch ein kurzer Schrei, bevor nur noch ein würgendes Gurgeln aus seinem Mund kam.

Angel warf das Tischbein weg und zog ihr dampfendes Schwert aus der Wand. Sie holte aus, um sich um den Dicken zu kümmern, doch der wollte nichts mehr von ihr wissen. Er verschwand und versank im Boden, schneller als ein Stein im Wasser. Spurlos hatte er sich in Luft aufgelöst, nur ein gekeuchtes Wort hing noch in der Luft.

»*Gospodi!*«

Angel setzte sich auf die Ecke des Betts, seufzte und sagte reflexartig: »Nicht fluchen.«

Sie sah zu dem Dünnen hinüber. Der war noch da, anscheinend am Leben und bei Bewusstsein. Er lag zwischen den Trümmern des Tisches, und seine Arme und Beine bewegten sich kraftlos. Sie schob die Schwertspitze unter das größte Trümmerstück und schnippte es von ihm herunter. Er hatte die Augen halb geschlossen. Er blutete aus dem Mund und einer Nase, die einmal spitz hervorgestanden hatte, jetzt aber platt ins Gesicht gedrückt war. Seine Waffe lag neben ihm auf dem Boden. Auf seiner Brust zwischen den Überbleibseln des zertrümmerten Tisches lag ein Laptop.

Angels Augen leuchteten auf. »Jamals Computer«, sagte sie. Er war in der Tischschublade verstaut gewesen, bis diese auf der Brust des Mannes zersplittert war.

Sie nahm die Hände vom Schwertgriff, worauf die Klinge verschwand. Dann stand sie auf, kniete sich neben den kraftlos ächzenden Gefangenen und hob seine Pistole auf. Sie betrachtete sie, hatte aber keine Ahnung, was es für eine Waffe war. Pistolen mochte sie nicht. Sie nahm das Magazin heraus, überprüfte es (Billy hatte ihr gezeigt, wie man das

machte; er mochte auch keine Pistolen, aber er benutzte sie, wenn er musste) und warf die Waffe aufs Bett.

Der Mann ächzte. Angel sah ihn grimmig an. Er und sein fetter Kumpel mussten auf Jamals Rückkehr gewartet haben. Um ihn zu töten. Mörder mochte sie auch nicht.

»Schnauze.«

Der Mann verstummte. Sie nahm das Laptop von seiner Brust. Sie hatte dasselbe Model. Firmengerät.

Angel hörte schnelle Schritte aus dem Gang und stand auf, murmelte ihr Gebet, drehte sich zur Tür um. Sie hatte das Schwert wieder in Händen, als der Rezeptionist wild schnaufend hereinstürzte. Er machte große Augen.

»Um Himmels willen! Was ist denn hier los?«

Angel sah ihn streng an und richtete das Schwert auf ihn. »Erstens«, sagte sie ernst, »fluchen Sie nicht.«

Der Rezeptionist, der sich panisch im Zimmer umgesehen hatte, bis sein Blick auf die vermeintliche Leiche und die Tischtrümmer zu Angels Füßen gefallen war, richtete ihn jetzt wieder auf sie. Er leckte sich die Lippen und rührte sich nicht.

»Ja, Ma'am«, sagte er.

»Zweitens«, sagte Angel, »schalten Sie den Sprinkler ab.« Beinahe hätte sie gesagt: »den verdammten Sprinkler.«

Er nickte folgsam. Der Mörder zu ihren Füßen stieß zwischen seinen aufgeplatzten Lippen ein Stöhnen hervor. Sie sah auf ihn herab. Er schloss die Augen und stellte sich bewusstlos. Angel seufzte. So gern sie ihn für eine Weile für sich gehabt hätte, wusste sie doch, dass er ärztliche Hilfe brauchte.

»Und drittens rufen Sie besser die Polizei.«

Der Rezeptionist nickte hastig, drehte sich um und rannte davon.

»Und bringen Sie mir Handtücher«, rief sie ihm hinterher.



Als sie bei der Carter School ankamen, war der Spielplatz voller Kinder. Einige von ihnen waren Joker. Sie alle hatten die Wild Card. Manche waren aus dem Eugenik-Programm des People's Paradise of Africa gerettet und nach Amerika gebracht worden. Adesina gehörte zu diesen Kindern.

Michelle entdeckte Rusty und Ghost, die am Fuß der Treppe standen, die zur Schule hinaufging. Wallys Eisenhaut sah ziemlich gut aus. Kein Rost war auf ihr zu sehen, und sie glänzte matt in der Sonne.

Yerodin war gerade nichtstofflich und schwebte ein paar Zentimeter über dem Boden. Ghost und Adesina waren gemeinsam aus dem PPA gerettet worden. Wally hatte Ghost adoptiert und sie mit nach New York zurückgebracht, genau wie Michelle es mit Adesina getan hatte. Die beiden Mädchen waren zusammen auf die Schule gekommen und hatten sich angefreundet.

Ghost wurde wieder stofflich und zog ihr Tablet aus der Tasche. Die Mädchen fingen an, die Mehrspielervariante von Ocelot 9 zu spielen, während sie zur Tür hinaufstiegen. Das Spiel war derzeit abartig beliebt, und für Adesina gab es nur noch *Ocelot*.

»He«, sagte Michelle in ihrem mütterlichsten Ton. »Ich dachte, wir hätten abgemacht, dass in der Schule nicht gespielt wird.«

»Das ist doch nur das Sommerprogramm, Mom«, konterte Adesina. Sie sah Yerodin mit einer Miene an, die sagte: »Eltern!«. Ghosts Blick schien ihr beizupflichten.

»Michelle hat recht«, sagte Wally mit seinem heftigen Minnesota-Akzent. »Steckt die Tablets weg, oder wir müssen sie euch wegnehmen.« Es hörte sich nicht einmal entfernt nach einer Drohung an, dafür war Rusty viel zu nett. Die Mädchen kicherten.

»Ach, zum Teufel«, seufzte Michelle. »Ist ja nur das Sommerprogramm. Die machen sowieso vor allem Kunst und

Handwerken und Musik.« Sie steckte die Hände in die Hosentaschen. »Aber das zählt dann zu deinen sechs Stunden Computerspielen in der Woche, Adesina!«

Die Mädchen waren die Treppe schon bis zur Hälfte hinaufgegangen, und Ghost winkte ihr nur zu. Moto und Cesar warteten oben auf sie.

Alle Kinder der Gruppe kamen aus dem PPA, und alle waren dort Opfer von Experimenten gewesen. Michelle konnte kaum glauben, wie normal sie wirkten nach allem, was sie durchgemacht hatten. Als sie im Gebäude waren, drehte sie sich zu Wally um. Der stierte düster auf die Carter School.

Das Gebäude war im Gedenken an Gardener errichtet worden: Das Jerusha Carter Childhood Development Center. Gardener war im PPA gestorben, und Wally war am Boden zerstört gewesen. Michelle war dankbar, dass es einen Ort wie die Carter-Schule für Kinder wie Adesina und ihre Freunde gab. Jerusha würde es gefallen.

»Du kommst zurecht, Wally?«, fragte sie. Seit Gardeners Tod war er nicht mehr derselbe.

»Oh, mir geht's gut«, sagte er. »Kann mich nicht beklagen.«

Es waren immer dieselben Gespräche, wenn sie sich über den Weg liefen. Das hatte etwas Tröstliches. Er log, und sie ließ ihn lügen.

»Was treibst du?«, fragte er. Es gefiel ihr, dass er immer so tat, als würde es ihn interessieren.

»Hab einen Fototermin für L'Oréal«, gab sie mit einem Schulterzucken zurück. »Geht um ein Haarmittel. Die zaubern da was mit dem Computer, damit meine Haare unglaublich schön aussehen. Oh, und in der Werbung trete ich mit Peregrine auf! Ist das nicht geil?«

Wally nickte und lächelte. »Die war echt nett in *American Hero*. Und echt hübsch.«

»Ich weiß. Sie war auch zu mir nett, sogar nachdem ich rausgeschmissen wurde.«

Sie sah auf ihr Telefon wegen der Uhrzeit. »Ich glaube, ich sollte dann mal. Ich habe Babel versprochen, dass ich nach den Aufnahmen bei ihr vorbeischaue und mich beim Komitee auf den neuesten Stand bringen lasse. Voller Tag. Oh, und bleibt es dabei, dass die Mädels am Freitag bei dir übernachten können?«

»Kannst dich drauf verlassen«, sagte er, und jetzt strahlte er übers ganze Baggerschaufelgesicht. »Dann machen wir Cupcakes, essen Pizza und spielen die ganze Nacht *Ocelot*. Ich habe sogar so Cherry-Witch-Plüschpuppen gefunden.« Plötzlich wirkte er verblüfft. »Dieses Spiel raffte ich überhaupt nicht. Ocelots und Hexen. Das hat doch keinen Sinn.«

»Das ist eine Phase. Auf so krass niedliche Sachen springen kleine Mädchen halt an. Und deine Übernachtungspläne klingen super, Wally.« Sie umarmte ihn, ehe sie zur U-Bahn ging.



Franny brauchte weder Russisch noch Kasachisch zu verstehen, um Kraftausdrücke zu erkennen. Schnauzer tobte, Baba Yaga blieb ganz ruhig. Der Motor des Lieferwagens klopfte sacht, während er abkühlte. Sie standen in dem leeren, widerhallenden Gewölbe eines Hangars auf dem internationalen Flughafen von Talas. Es lagen ein paar Radklötze herum, und an einer Wand standen ein paar hohe Spinde und eine Werkbank.

»Ich nehme an, hier sollte ein Flugzeug parken?«, fragte Franny schließlich. Baba Yaga wirbelte auf dem Absatz herum und ging zum Lieferwagen zurück. »Nicht gerade sehr Gesprächig, was?«, fragte Franny Schnauzer, dem anscheinend die Kraftausdrücke ausgegangen waren.

Ehe sie beim Wagen anlangte, stolperte die Alte. Franny war rechtzeitig bei ihr, sodass sie nicht auf den ölbefleckten Boden fiel. Sie war zwar klein, aber es bereitete ihm doch heftige Schmerzen in der Schulter und der Seite. Er keuchte. Baba Yaga hatte die Augen halb geschlossen und war sehr blass.

»Immer der Held, was?«, krächzte sie.

»Einigen wir uns auf Gentleman. Meine Mutter hat mich gut erzogen.«

Schnauzer trat mit besorgtem Blick zu ihnen. Wieder wechselten sie hastig ein paar Worte. Da Franny nichts verstand und sich nicht einmischen konnte, beschloss er, sich die Spinde anzuschauen. Vielleicht hatte dort jemand Straßenkleider eingeschlossen. Mit einem schlecht sitzenden Frack erregte er nur Aufmerksamkeit. Die Spinde waren abgeschlossen, aber die Schlösser sahen billig aus. Deshalb griff er zu einem Schraubenschlüssel, der auf der Werkbank lag, schwang ihn mit dem gesunden Arm und öffnete das Schloss mit einem Schlag.

»Was machen Sie?«, rief Baba Yaga.

»Ich suche nach einem weniger auffälligen Outfit. Ich will nicht mehr wie ein Actionheld aus einem Spionagethriller herumrennen.«

Ihr Blick glitt an ihm auf und ab. »Träum weiter«, war ihr trockener Kommentar.

»Wahrscheinlich hat Ihre Mutter Sie schlecht erzogen.« Er machte die Türen auf und hatte Glück: In einem der Spinde hingen Kleider. »Hat sie Ihnen nie die Klopfer-Regel beigebracht?«

»Was ist die Klopfer-Regel?«

»Wenn man nichts Nettes zu sagen hat, soll man den Mund halten.«

»Dumme Regel.«

Aus unerfindlichen Gründen belustigte ihn der Schlag-

abtausch, und Franny musste ein Lächeln unterdrücken.
»Also, wie sieht der neue Plan aus?«

Anscheinend war das Kontingent an Worten, die die Alte Franny zugestand, aufgebraucht, denn sie gab ihm keine Antwort. Stattdessen setzte sie sich auf den Rücksitz. Schnauzer lehnte in der Tür, und wieder sprachen sie kurz auf Russisch miteinander.

Mit einem herrischen Wink wurde Franny zum Lieferwagen zitiert. »Gehen Sie ins Terminal. Erkundigen Sie sich. Und nein, den kann ich nicht schicken.« Sie nickte in Schnauzers Richtung. »Man weiß, dass er für mich arbeitet.«

Franny sträubte sich nicht, denn so entkam er Baba Yaga. Und er befand sich auf einem internationalen Flughafen – ein Umstand, der ihn einigermaßen erstaunte, den er aber gern hinnahm. Hinter dem Lieferwagen zog er den entwendeten Frack aus und schlüpfte in die Jeans. Die Jeans war zu kurz, und das Hemd ging gar nicht, weil es viel zu klein war, deshalb sah er sich gezwungen, das Anzughemd anzulassen. Das hatte aber einen Blutfleck. Um ihn zu verdecken, zog Franny das Jackett darüber. Ohne die Frackhose mit ihren Streifen jedoch wirkte das Ganze nicht so vornehm, und er war sich sicher, dass er damit nicht gerade ein Modestatement machte.

Er ging in Richtung Terminal. Es roch nach Treibstoff, und die Sonne stach auf die Asphaltbahn herab, sodass seine pochenden Kopfschmerzen noch schlimmer wurden. Er ging um das Hauptgebäude herum, bis er zum Vordereingang gelangte. Es herrschte der übliche Betrieb von Fluggästen, uniformierten Flugbegleitern und Sicherheitsleuten und großen Männern in dunklen Anzügen und verdächtigen Beulen unter den Armen. Sie beäugten jeden, der die Halle betrat. Anscheinend rechneten Baba Yagas Konkurrenten mit ihrem Erscheinen. Insofern hatte die Alte recht, Franny kannten sie nicht, er konnte einfach hineinspazieren und ...

Seine Gedanken stockten. *Und was?* Er hatte kein Geld und keinen Pass. Mit der Polizei reden? Die Polizei schien hinter den diversen Gangstern zu stehen. Vielleicht würde ihm jemand ein Telefon zur Verfügung stellen? Für einen Anruf in die Staaten? Klar, das konnte er sich abschminken. Nein, er musste sich damit abfinden, dass er kein Flugzeug besteigen würde, das ihn aus diesem Dreckscaff bringen würde. Im Moment war Baba Yaga der einzige Weg, um hier wegzukommen. Vielleicht würde sich ihm Gelegenheit bieten, an einen Teil der Beute in ihrem Beutel heranzukommen, und dann könnte er über andere Optionen nachdenken.

Wieder einmal musste er an Mollie denken und an das, was durch ihr Fluchttor hindurchgeblitzt war. Sie war nach Paris gegangen. Scheiße, Mann, nach Paris!

Er kehrte in den Privathangar zurück. Baba Yaga stierte ihn nur an. »Die warten nur darauf, dass Sie aufkreuzen«, erklärte Franny.

Die Alte nickte und sprach mit Schnauzer. Der ließ den Lieferwagen an. Franny kletterte auf den Beifahrersitz, und sie fuhren los.

Und wieder kurvten sie am Rand der Stadt herum, bis sie zur Einfahrt einer Schnellstraße gelangten. Dort stand ein Polizeiauto mit Blaulicht, an dem ein Beamter lehnte. Baba Yaga bellte einen Befehl, und Schnauzer fuhr an der Einfahrt vorbei.

Es folgte eine weitere hastige und unverständliche Unterredung, worauf Schnauzer umkehrte und wieder zurück zum Flughafen fuhr. Nur diesmal rauschten sie daran vorbei. Der Venusgürtel bildete einen rosafarbenen Bogen am Horizont, und darüber glimmten Sterne. Daran erkannte Franny, dass sie nach Osten fuhren, aber wohin?

»Wohin gehen wir?«, fragte er. Baba Yaga ging nicht auf ihn ein und scrollte auf ihrem Handy. »Kann ich Ihr Telefon benutzen? Meinen Captain anrufen?«

»Nein.«

»Und meine Mutter?«

»Nein.«

Sie bogen in eine Straße ein, die auf ferne Hügel zusteuerte, die sich wie dunkelblaue Ausschnitte vor dem blässeren Himmel abhoben. Nach ein paar Kurven war klar, dass die Hügel ihr Ziel waren.

»Dann sind wir also tatsächlich bald über alle Berge?«
Baba Yagas eisiger Blick ließ sein Lächeln über den versuchten Witz erstarren.



Mit einem Handtuch in der Hand saß Angel auf dem Schreibtischstuhl und beobachtete ausdruckslos die Polizisten, die ihr Werk in Augenschein nahmen. Sie hatte sich das Gesicht abgetrocknet, aber ihre langen braunen Haare, die sie zu einem dicken Zopf geflochten hatte, der ihr beinahe bis zu den Hüften reichte, war immer noch vollgesogen. Tropfen fielen auf den nassen Teppich. Zum Glück hatte der Lederoverall, den sie bei Einsätzen trug, das Sprinklerwasser abgewiesen, sodass sie darunter noch trocken war.

»Andrej der Ice Man«, sagte die blonde Polizistin, als die Sanitäter ihn ächzend auf eine Trage hoben und ihn über den schmatzenden Teppich schoben. »Saubere Arbeit. Wie viele haben Sie ihm verpasst?«

Die Polizistin klang nicht tadelnd, sondern neugierig. Sie war groß, fast so groß wie Angel, doch Angel war vielleicht knapp zwanzig Kilo schwerer. Die Polizistin war dünn und hatte ein hageres, kantiges Gesicht. Ihr blondes Haar trug sie lang, und ihre Augen hatten ein sanftes Blau.

»Ein Schlag«, sagte Angel.

Die Beamtin zog die Brauen nach oben. »Mit was?«

Angel deutete schweigend auf die Überreste des Tisches, die um den Verletzten herumlagen.

»Sauber«, wiederholte die Polizistin. »Ich bin Inspector-Detective First Class Joan Lonnegan.«

Angel nickte. Von der hatte sie schon gehört. »Ich bin Bathsheebe Fox ...«

»Ich weiß«, sagte Lonnegan. »Midnight Angel.« Ihr aufmerksamer Blick, fand Angel, verriet lediglich Neugier. »Falls Sie mir eine persönliche Frage gestatten, wie ist es, mit Billy Ray verheiratet zu sein?«

Die Frage brachte sie kurz aus dem Konzept. Meinte sie das ernst, oder stellte sie sie auf die Probe? »Ohne Ende aufregend«, sagte Angel schließlich.

Ehe Lonnegan etwas erwidern konnte, wurden sie vom Eintreten eines hoch aufgeschossenen, schwarzen Beamten in einem feinen Anzug unterbrochen.

»Und das«, sagte Lonnegan und zeigte auf den gut aussehenden Mann, »ist Detective Third Class Michael Stevens.«

»CSI ist unterwegs«, sagte dieser. Er blieb vor Angel stehen, wandte sich ihr zu und streckte die Hand aus. Mit ausdrucksloser Miene schüttelte er ihr die Hand. »Ma'am.«

So verblüfft Angel war, so blieb doch auch ihr Gesicht ausdruckslos, während sie das kleine, zusammengefaltete Stück Papier entgegennahm, das er ihr in die Handfläche drückte.

»Ich habe an der Rezeption nachgefragt«, berichtete Lonnegan. »Das ist das Zimmer von SCARE-Agent Jamal Norwood.«

»Ist oder war?«

»Ist. Aber er wurde seit über vierundzwanzig Stunden nicht mehr gesehen.«

Lonnegan richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf Angel. »Miss Fox?«

»Nennen Sie mich Bathsheeba – oder Angel, wenn Ihnen das lieber ist«, schlug Angel vor, und Lonnegan neigte kurz den Kopf.

»Ja, es stimmt, ich habe ihn gesucht.« Sie fragte sich, wie viel sie der Polizistin erzählen sollte. Doch dann wurde ihr klar, dass sie keine Informationen erwarten durfte, wenn sie keine preisgab. »Er ist nicht zu einem Arzttermin erschienen heute.«

Lonnegans Brauen kletterten nach oben, und Stevens machte eine besorgte Miene.

»War er denn krank?«, fragte Lonnegan.

Angel zögerte. Es hatte keinen Zweck, es zu einfach zu machen. »Das kann ich nicht sagen. Aber ich kann Ihnen so viel sagen, dass er offiziell krankgeschrieben war.«

Angesichts dieser Enthüllung wechselten die beiden Polizisten besorgte Blicke.

»Also«, sagte Angel, »dieser Andrej ist Ice Man ...?« Sie brach den Satz ab.

Stevens sah Lonnegan an. Als deren Miene keine Regung zeigte, nahm er das als Zustimmung.

»Einer der Brighton-Beach-Jungs.«

»Russische Mafia?«

Michael nickte. »Killer. Gehören zu den besten – oder sollte ich lieber sagen: den schlimmsten? War er allein hier?«

Angel schüttelte den Kopf.

»Ein kleiner fatter Kerl mit Pferdeschwanz und schrillen Klamotten?«

Sie nickte.

»Das ist sein Lebens- und Geschäftspartner, Shadow.«

»Die sind ein Paar?«, fragte Angel. Das Erstaunen währte nur kurz. Nach einem Jahrzehnt an Rays Seite wurde man empfänglich für Ungewöhnliches.

»Eine höllische Beziehung«, kommentierte Lonnegan.

»Ich wäre gern dabei, wenn ihr ihn verhört.«

»Nun, so wie Sie ihn zugerichtet haben, dürfte das eine Weile dauern.«

Angel zuckte mit den Schultern. Sie stand auf, wandte sich um, um das Handtuch über die Stuhllehne zu hängen. Dabei schob sie den Zettel, den Michael ihr zugesteckt hatte, unter ihren Stulpenaufschlag. Dann drehte sie sich zu Lonnegan und Stevens um.

»Trotzdem«, sagte sie, »würde es mich sehr interessieren, weshalb die russische Mafia einen unserer Agenten töten wollte.«

»Das geht uns allen so, Bathsheeba.«

Lonnegan wurde wortkarg, fiel Angel auf. Das war in Ordnung. Sie sah Stevens an, der tunlichst in eine andere Richtung blickte.

»Danke, Detective.« Sie nickte Michael zu. »Detective.«

Erst als sie allein im Aufzug in die Lobby hinunterfuhr, sah sie sich den Zettel an. Hastiges Gekritzel: »Treffen Sie mich in drei Stunden bei Uncle Chowder's. Wichtig.«

Sie blieb an der Rezeption stehen. Der Hotelbedienstete reichte ihr den Computer, den sie ihm zusammen mit einem Fünfzig-Dollar-Schein gegeben hatte, als er ihr das gewünschte Handtuch gebracht hatte.

»Danke«, sagte sie höflich.

»Jederzeit«, gab er zurück und beobachtete mit großer Bewunderung, wie sie durch die Tür hinausstolzierte.

Fairerweise konnte sie schwerlich von Detective-Inspector First Class Lonnegan verlangen, mit offenen Karten zu spielen, wenn sie die ihren so eng an die Brust gedrückt hielt.



»Miss Pond, Miss Sweet, bitte schauen Sie hierher.« Der Fotograf zeigte auf die nach Süden weisenden Fenster

des Lofts, und Michelle und Peregrine folgten sofort seinen Anweisungen und nahmen eine Pose nach der anderen ein.

»Weißt du«, flüsterte Peregrine, »wenn sie mir nicht gesagt hätten, dass du bei dieser Werbekampagne dabei bist, hätte ich vielleicht abgelehnt. Aber ›Women of Power‹ könnte echt gut werden.«

Michelle durchströmte ein kurzes, heftiges Glücksgefühl. Peregrine bewunderte sie schon seit Jahren. »Tja«, flüsterte sie zurück, »auch ich war ganz aus dem Häuschen, als ich erfuhr, dass du dabei bist.«

»Und was würdest du zu einem Gastauftritt in der neunten Staffel von *American Hero* sagen? Wir haben ein paar interessante Kids am Start, mit denen würdest du wahrscheinlich den Boden aufwischen.«

»Ich weiß nicht«, sagte Michelle lachend. »Ich habe ziemlich viel an der Backe im Moment. Diese Werbekampagne, und dabei arbeite ich ja noch Halbzzeit fürs Komitee. Und auch wenn so ein Comeback bei *American Hero* total verlockend klingt, bin ich mir nicht sicher, ob ich das so gut unterkriegen würde.«

Peregrine nickte und warf den Kopf ein wenig herum. »Ich verstehe«, sagte sie. »Ich wäre selbst auch schon ausgestiegen, aber die zahlen mir ein Vermögen.«

Sie trugen beide enge schwarze Freizeithosen, weiße Blusen und schwarze Plateauschuhe. Vor dem weißen Hintergrund posierend sollten sie ihre Wild-Card-Kräfte zur Schau stellen. Und Michelle hatte genug Fett angesammelt, um die ganze Session hindurch Blasen zu werfen.

»Miss Pond, Miss Sweet, können wir mal so einen auf beste Freundinnen machen? Ihr wisst schon: Tut so, als würdet ihr euch seit Jahren kennen. Und Michelle, kannst du größere Blasen machen?«

Amare sah den Fotografen gebieterisch an. »Junge, Junge«,

sagte sie, »wir *kennen* uns schon seit Jahren. Seit der ersten Staffel von *American Hero*.«

Der Fotograf wirkte kein bisschen schuldbewusst. »Ihr habt beide noch Termine«, sagte er seufzend. »Und ich habe versprochen, dass wir rasch fertig sind. Also lass mich in Ruhe, Amare.«

Peregrine lachte und fächerte die Schwingen auf ihrem Rücken auf. »Oh, Jimmy, ich liebe es, wenn du so ganz geschäftig wirst. Ich erinnere mich noch an diese Bar in Jokertown, wo wir in den Achtzigern gekokst haben.«

Jimmy knipste weiter, während sie sich unterhielten. »Keine Ahnung, wovon du redest«, sagte er. »Bring die Kleine nicht auf dumme Gedanken.«

Michelle legte einen Arm um Amares Schultern und ließ drei melonengroße Blasen vor ihnen schweben.

»Jimmy, du weißt doch, dass ich als Model aufgewachsen bin. Mich haut so schnell nichts um.«

Peregrine lachte und spreizte ihre Flügel weit, sodass sie und Michelle von weißen und braunen Federn eingerahmt waren. Dann hob sie ein Stück vom Boden ab.

»Das ist es!«, sagte Jimmy.



Angel hatte ein Zimmer in einem Holiday Inn Express gleich außerhalb von Jokertown in einem etwas respektableren Viertel von Manhattan. Es war klein und nicht besonders luxuriös, aber es reichte für ihre Bedürfnisse. Es war angenehm unaufdringlich, gut gelegen und günstig. Für Manhattan. In einem mondäneren Hotel hätte sie sich nicht wohl gefühlt, denn sie war immer noch sehr von ihrer Jugend in ärmlichen Kleinstadtverhältnissen geprägt. Deshalb kam bei ihr immer die innere Sparsamkeit durch, auch wenn sie die Spesen hätte abrechnen können. Und auch wenn Billy

ihr ständig erklärte, dass die Ausgaben eines Agenten im Budget nicht einmal einen Fliegenschiss ausmachten, so tat sie doch alles, um die legendär unterfinanzierte Agentur in die schwarzen Zahlen zu bringen. Das Zimmer war komfortabel und gemütlich, und mehr brauchte sie nicht.

Sie stellte Jamals Computer auf den Nachttisch neben dem ordentlich gemachten Einzelbett, setzte sich auf einen Stuhl neben dem kleinen Schreibtisch, zog die Stulpen aus, nestelte die Stiefel auf und zog sie ebenfalls aus. Dann stand sie auf und schälte sich aus ihrem Lederoverall. Er war ein bisschen feucht, und ihre leicht gebräunte Haut war an einigen Stellen etwas klamm, weil das Sprinklerwasser mit der Zeit doch auf die Haut durchgesickert war. Sie löste ihren Zopf und breitete das Haar über ihre Schultern und den Brustkorb. Dann stand sie erneut auf und betrachtete sich im Spiegel über dem kleinen Schreibtisch.

Sie hatte das große Glück, in den Jahren bei SCARE keine weiteren Narben abbekommen zu haben. Sie zog den Sport-BH über den Kopf und ließ ihn zu Boden fallen. Und angesichts ihres explosiven Stoffwechsels hatte sie auch Glück gehabt, dass sie kein Gramm zugenommen hatte. Erst seit sie mit Billy zusammen war – und auch dann hatte es noch Jahre gedauert –, konnte sie sich stolz im Spiegel betrachten, statt sich zu schämen. Beinahe unbewusst glitt ihre Hand über ihren flachen Bauch und fuhr die lange, gebogene Narbe nach, die sich heute immer noch so deutlich von ihrer bleichen Haut abhob wie an jenem Tag, als ihre Mutter sie mit einem Jungen auf der Veranda beim Küssen erwischt hatte. Sie hatte den Jungen verjagt, ein Küchenmesser genommen, ihr die schlimmsten Sachen ins Gesicht geschrien und ihr dabei die Gebärmutter herausgeschnitten.

Natürlich war ihre Mutter wahnsinnig gewesen, wahrscheinlich schon bevor sie den Collegejungen kennege-

lernt hatte, der sie geschwängert und dann im Stich gelassen hatte. Angel hatte ihrer inzwischen längst verstorbenen Mutter verziehen, aber nur ihre Wild Card, die an jenem Tag aufgedeckt wurde und sich glücklicherweise als ein Ass erwies, hatte ihr das Leben gerettet.

Das Leben mir ihrer Mutter war hart gewesen. Von Kindesbeinen bis in ihre Teenagerzeit wurde sie von Ort zu Ort geschleift und von Kirche zu Kirche, denn ihre Mutter war immer auf der Suche nach dem Frieden, den sie nie fand. Doch ihre furchtbare Tat hatte aus Angel gemacht, was sie heute war, und hatte sie letztlich auch mit Billy Ray zusammengebracht. Das hatte sie auf eine Art reifen lassen, die sie sich nie hätte träumen lassen. Ihre früheren Leiden schienen sich alle ausgezahlt zu haben.

Gottes Wege, Wunder zu wirken, waren unergründlich, dachte sie nicht zum ersten Mal.

Sie holte sich aus dem kleinen Bad ein Handtuch und rieb sich damit ab, bis sie ganz trocken war. Dann ging sie zum Bett und setzte sich im Schneidersitz darauf. Sie nahm Norwoods Rechner und sagte: »Nun wollen wir mal sehen, was du so getrieben hast, Jamal.«

Sie schaltete ihn ein. Es war keine Hexerei vonnöten, um sich einzuloggen. Als Jamals Teamchefin verfügte sie aus Sicherheitsgründen über seine Passwörter. Sie überflog die Dateien im Verzeichnis und freute sich, dass er – auf den ersten Blick zumindest – den Regeln gefolgt war und keine persönlichen Informationen oder Dateien auf dem Computer abgelegt hatte, sondern nur Geschäftliches. Freilich konnte er Dinge hinter unverfänglichen Dateinamen versteckt haben, aber das würde sie später überprüfen.

Sie öffnete die zuletzt bearbeitete Datei und las gute zehn Minuten lang. Eine plötzliche Falte auf der Stirn grub sich immer tiefer ein.

»O mein Gott«, sagte sie, doch mehr als Gebet denn als

Fluch. Sie las noch ein wenig, brach ab und ging zu dem feuchten Overall, den sie über den Stuhl vor dem kleinen Schreibtisch gehängt hatte, holte ihr Handy aus einer Tasche mit Reißverschluss und wählte die erste gespeicherte Nummer ihrer Kontaktliste. Nach dem zweiten Klingeln ging er ran.

»Hallo?« Seine Stimme klang gebremst unwirsch. Es tat so gut, sie wieder zu hören, obwohl sie ihn am Morgen schon einmal angerufen hatte.

»Hallo Billy.«

»Angel!« Billy war der übelste Kerl, den sie innerhalb und außerhalb des Staatsdiensts kennengelernt hatte, und in den letzten zehn Jahren hatte sie viele üble Kerle kennengelernt. Er war der größte Kampfkünstler, den sie je in Aktion erlebt hatte, und im Lauf der Jahre hatte sie einen Haufen solcher Jungs und Mädels gesehen. Vermutlich war er der einzige Mensch, bei dem sie vor einem Kampf Angst hätte, denn er war vollkommen unerbittlich und furchtlos, und einzig das Eingreifen Gottes konnte ihn aufhalten, wenn er einmal etwas im Kopf hatte. Und selbst daran hatte sie ihre Zweifel, um ehrlich zu sein. Sie lächelte, da er sich zu freuen schien, dass sie die Anruferin war.

»Wie war dein Tag?«

»Ah.« Er klang gleich wieder gereizt. »Diese gottv... äh, diese beschissenen Budgetbesprechungen. Bei Go... ich meine, dieser Mist bringt mich noch zur Weißglut.«

Angel schmunzelte. Sie mochte es, wenn er so lieb war.

»Hast du ihn ausfindig gemacht?«, fragte Ray, ehe Angel etwas sagen konnte.

Sie zögerte kurz, um ihre Gedanken zu ordnen. »Nein.« Ein wütendes Knurren kam aus dem Handy. »Billy, wie lange brauchst du, um herzukommen?«

Am anderen Ende herrschte einen Moment lang Schweigen.

»So schlimm?«, fragte er schließlich.

»Ja.«

»Zwei Stunden.«

»Gut. Es ist kompliziert, und ich bin mir nicht ganz sicher, was da los ist, aber Jamal hat mächtig Schwierigkeiten. Er ... er scheint nach Kasachstan gegangen zu sein mit einem Detective von Fort Freak und mithilfe der Teleporterin, die sich Tesseract nennt.«

Wieder herrschte einen Moment lang Schweigen.

»Was?«

»Ja ... Es geht um die Joker, die in letzter Zeit verschwunden sind. Du musst so schnell wie möglich herkommen. Wie du siehst, ist es mehr als kompliziert – schon allein die Zuständigkeiten sind ein lebender Albtraum. Ruf mich an, wenn du im Flieger sitzt, dann erkläre ich dir den Rest. Aber komm schnell.« Sie sah auf die kleine Uhr auf dem Nachttisch. »Wenn du in zwei Stunden hier bist, kommst du gerade rechtzeitig zu der Verabredung.«

»Verabredung?«

»Ja. Ein Bewunderer hat mir eine geheime Botschaft zugesteckt.«

»Na, das wollen wir ja mal sehen«, sagte Ray, und in seiner Stimme schwang mehr als nur eine angedeutete Drohung mit. Der sanfte Ton zeigte Angel, dass er wütend war und dass die Wut, so viel wusste Angel, mit ihren Neuigkeiten bezüglich Jamal zu tun hatte und nicht damit, dass sie ihn mit einem geheimen Bewunderer aufzog. Von dieser Neckerei hatte sie eher gehofft, sie würde ihn auf andere Gedanken bringen. Wenigstens ein bisschen. Sie und Ray waren wegen Jamals zunehmend schlechterer Gesundheit sehr beunruhigt gewesen, teilweise auch, weil es das spiegelte, was auch Ray in letzter Zeit durchgemacht hatte. Teilweise auch, weil Jamal unter Rays Befehl und in seiner Verantwortung lag. Und teilweise, weil sie den großspuri-

gen jungen Agenten beide mochten. Auch wenn Ray ihm das nie offen sagen würde.

»Ich hoffe es«, gab Angel zurück.



»Wie geht es John?«, fragte Michelle. Es war ein heikles Thema, doch Michelle kannte Peregrines Sohn von den frühen Tagen des Komitees.

Amare zog sich ohne die leiseste Scham aus und gab ihre Kleider Jimmys Assistent. Michelle tat es ihr gleich. Sie waren so oft über den Laufsteg gegangen, nackt vor einem Assistenten zu stehen, hatte deswegen überhaupt nichts Eigentümliches mehr für sie.

»Ich denk mal, okay«, sagte Peregrine und zog sich ein leichtes, an ihre Flügel angepasstes Blumensommerkleid an. »Er ruft nicht oft an. Aber er ist auch nie lange an einem Platz. Ich kriege von überall Postkarten von ihm. Manchmal skypen wir. Aber er ist nicht mehr derselbe. Nachdem ... du weißt schon.«

Michelle wusste es sehr wohl. John Fortune hatte seine Kräfte verloren. Sie konnte sich ein Leben ohne die Fähigkeit, Blasen zu werfen, nicht vorstellen. Bei dem Gedanken wurde ihr übel.

»Alles okay mit dir?«, fragte Peregrine. Sie legte Michelle eine Hand auf die Schulter.

»Ja, alles okay. Es ist nur, na ja, was John alles durchgemacht hat ...«

Peregrine nickte. »Ich weiß«, sagte sie mit zitternder Stimme. »Er hatte es so schwer, und ich kann nichts tun, um ihm zu helfen.«

»Genau das Problem habe ich auch«, sagte Michelle. »Ich will Adesina beschützen, aber je älter sie wird, desto schwerer wird das.«

Peregrine umarmte sie. »Das wird schon. Zumindest rede ich mir das immer ein.« Sie holte tief Luft und strahlte ein bisschen zu sehr. »Ich glaube, wir nehmen nächste Woche einen Werbeclip auf. Da sehen wir uns!« Sie gab Michelle einen Kuss auf die Wange und tänzelte zur Tür hinaus.

Michelle zog sich rasch an und sah in den Spiegel. Dann warf sie einen Blick auf ihr Handy. Sie hatte keine Zeit mehr, sich das Make-up zu entfernen. Zum Glück sah ihr Haar halbwegs normal aus, aber eigentlich spielte es keine Rolle. Sie türmte es sich auf den Kopf und stopfte es unter ihre Baseballmütze.



Irgendwann bog eine Schotterpiste von der Straße ab, und Olena fuhr langsamer. Sie zeigte auf eine Ansammlung von Hütten, die sich über ihnen an den Hang schmiegte. »Da. Das ist es.«

»Du hast mir immer noch nicht gesagt, was an diesem Dorf so besonders ist«, sagte Marcus. Von hier aus sah es nicht gerade nach einem begehrten Reiseziel aus.

»Die werden uns helfen«, sagte Olena. Mehr ging sie nicht ins Detail, obwohl Marcus bohrte, seit sie es zum ersten Mal erwähnt hatte. Sie schaltete einen Gang runter, dass der Wagen einen kleinen Satz machte, bog auf die Seitenstraße ab und fuhr den Hang hinauf.

Im Kriechtempo fuhren sie in das Dorf, und das laute Dröhnen des Motors verkündete allen in Hörweite ihre Ankunft. Marcus war froh, als Olena ihn ausschaltete und aus der Kabine stieg. Der Ort wirkte verlassen. Marode. Schlichte, heruntergekommene Häuser, ein paar Scheunen, schwarze Fenster, geschlossene Türen. Die Karosserie eines alten Autos auf Klötzen ohne Räder. Die Stille in der dünnen Höhenluft, die von Windstößen aufgestört wurde, machte

ihn nervös. Windstöße, die den Ort nur noch mehr wie eine Geisterstadt wirken ließen. Am Himmel schrie irgendein Raubvogel, bevor er in den Sturzflug ging.

Marcus zitterte. Auf den letzten Meilen war ihm kalt geworden, eine Kälte, die bis auf die Knochen ging und von innen zu kommen schien.

Olena rief etwas auf Russisch. Sie probierte mehrere Sätze durch und drehte sich dabei um, damit ihre Stimme in alle Winkel drang.

Marcus flüsterte: »Da ist niemand.«

Olena biss die Zähne zusammen, als wollte sie diesen Gedanken ein paar Sekunden lang dort festhalten, und sagte dann: »Komm runter, damit sie dich sehen können.«

»Damit *wer* mich sehen kann? Hier ist doch niemand!«

Auf ihr Drängen hin glitt er unter großen Schmerzen von der Ladefläche herunter. Umständlich wälzte er sich auf dem festgefahrenen Erdboden, und dabei schwindelte es ihn. Er lehnte sich gegen einen der Lasterreifen und japste nach der kleinen Anstrengung.

Olena rief wieder etwas. Seine Stimmung sank vollends in den Keller, als er an diesem Ort ihre einsame Stimme hörte. Mit ihren neuen Kleidern und wenn sie auf Russisch redete, erschien sie ihm vollkommen fremd. Es gemahnte ihn daran, wie verloren er war, wie überfordert er war und wie weit weg von allem, was er kannte. Und hier war niemand. Endlich dämmerte es ihm – die Erkenntnis, dass er hier sterben würde. Er spürte, wie das Leben aus ihm wich. Er fragte sich zum ersten Mal, wohin er nach seinem Tod gehen würde. Pater Squid wusste es. Er war bereits dort. Wenn er Glück hatte, würde der Priester ihn vielleicht auf der anderen Seite des Lebens erwarten. Falls sie an denselben Ort gehen würden. Er hoffte es. Er hoffte es wirklich.

»Schau, Marcus«, flüsterte Olena.

Er machte die Augen auf. Ihm war gar nicht aufgefallen,

dass er sie geschlossen hatte. Er hob einen Arm, um ihre Wange zu berühren. Sie ergriff seine Hand, zog sie an ihre Lippen und küsste sie. In ihren Augen standen Tränen. Sie drehte sich um und zeigte auf etwas. »Schau, Marcus. Ich habe dir doch gesagt, dass das ein Ort für uns ist.«

Mit einiger Mühe drehte auch er sich um. Da, auf der Straße, ein kleines Stück entfernt, bewegten sich Gestalten. Es waren seltsame Gestalten, und erst waren sie ihm ein Rätsel. Er glaubte, seine Sinne würden ihm etwas vorgaukeln. Doch dann kamen sie näher, und er erkannte, was es für Gestalten waren.

Joker. Es waren Joker. Ein Mann, der auf Beinen mit falschen Gelenken humpelte, die sich beim Gehen zu den Seiten spreizten. Ein anderer mit einem Horn, das sich wie ein Turban um seinen Kopf wand. Eine Frau mit einem Kröten- gesicht. Eine Gestalt – ob Mann oder Frau, wusste Marcus nicht zu sagen – wirkte wie eine bucklige, haarige Bestie aus einem alten Horrorfilm. Und andere mit großen und kleinen Mutationen. Sie versammelten sich langsam um Marcus und Olena, eine stumme Prozession der vom Virus Verunstalteten.

Marcus sah nur noch verschwommen und war sich nicht sicher, ob das, was er sah, wirklich war oder ob er es träumte. Er war sich nicht sicher, ob er die Gestalten fürchten oder auf sie, seine Geschwister, zugehen sollte. Doch anstatt eines von beiden zu tun, verlor er das Bewusstsein. Zumindest beinahe. Er merkte, dass Olena mit den Jokern sprach. Er merkte, dass sie ihn gemeinsam hochhoben und forttrugen. Er wusste, dass er sich in einem Raum befand, wo es warm und rauchig war und nach Metall und Öl roch. Aber all das erschien ihm weit entfernt, als hätte das alles nichts mit ihm zu tun, bis Olena ihn zum zweiten Mal an diesem Tag weckte und sagte: »Schlaf nicht, mein Held. Bald kannst du schlafen, aber jetzt noch nicht.«

Er schlug die Augen auf. Erst dachte er, sie wären in einer Scheune, denn an den Streben und Wänden hingen Werkzeuge. Durch die alte Steppdecke, auf der er lag, spürte er die harte Kontur des Bodens. Mit einiger Anstrengung stützte er sich auf den Ellbogen ab und lehnte sich gegen einen Sack.

Olena sagte: »Hier ist jemand, um dir zu helfen.«

Dieser Jemand stand direkt hinter ihr, einer aus dem Dorf, der beunruhigt wirkte. Er war mittleren Alters, klein und hatte ein rundes Gesicht mit asiatischen Gesichtszügen wie viele von denen, die Marcus aus der Arena hatte fliehen sehen. Seine Hände steckten in Sackleinwand, die an den Gelenken festgebunden war. Hinter ihm schien das warme gelbe Licht eines Ofens.

»Das ist Jirgal«, sagte Olena. »Hier nennt man ihn den Handschmied. Verstehst du? Statt Schmied. Handschmied. Das ist seine Schmiede.«

Marcus fragte sich, ob er die Hände eingewickelt hatte, weil er sie sich verbrannt hatte. »Ich brauche keinen Schmied«, sagte er und brachte kaum mehr als ein Flüstern heraus.

»Und das ist sein Sohn, Nurassil.«

Der Junge war Marcus gar nicht aufgefallen. Er wurde fast völlig vom Bein seines Vaters verdeckt. Sein Körper hatte die Form eines mit einem Tuch bedeckten Kinds, wie ein einfaches Geisterkostüm. Sein Fleisch war gelatineartig und glänzte feucht. Seine runden Arme und die Fäuste hielt er fest an die Brust gedrückt. Er bewegte sich nicht auf Beinen, sondern auf einer wackelnden Fußscheibe mit kleinen Noppen. Erst fiel Marcus nicht ein, an was ihn das erinnerte, doch dann kam es doch. Seeanemonen. Auf den Noppen gleitend bewegte er sich hinter seinem Vater vor, was ein schmatzendes Geräusch machte.

Trotz seiner seltsamen Erscheinung erkannte Marcus in

